Pantheon berühmter und merkwürdiger Frauen

Christian August Vulpius



Anna Maria
von Schurrmann.

Pantheon
berühmter und merkwürdiger
Frauen.

Dritter Theil.



Leipzig,
in der Hahnschen Verlags-Buchhandlung
1812.

Vorrede.

Die beiden ersten Bände dieser Sammlung haben sich des Beifalls des Publikums zu erfreuen gehabt, öffentliche Blätter haben günstig davon gesprochen, man hat Fortsetzungen erwartet, und alles das war dem Herausgeber eben so angenehm als auffordernd, diesen Wunsch zu befriedigen, als er dankbar die gute Meinung erkennt, die von seiner Arbeit gehegt worden. So wie der, der unter einer biographischen Gallerie von lauter Männern wandelt, sich in einer gleichsam ausgedehnteren Welt befindet, so sieht sich der, welcher unter einer gleichen Begünstigung unter ähnlichen Kreisen von Frauen sich sieht, weit beschränkter als jener. Und wie könnte es auch anders seyn? Weit ausgedehnter ist der Kreis des Wirkens und

Waltens der Männer, ihr Wollen bedeutender, ihr Gebieten kräftiger, und alles, was sie thun, ist bezeichneter und öffentlicher, als das, was wir von Frauen wissen. Diese wirken mehr im Stillen. Daher kömmt es auch, daß uns nur allzuoft nicht alles in ihren Biographien anschaulich gemacht werden kann, und wir dem Errathen oder Vermuthen so sehr dahingegeben sind, wenn wir wissen wollen, wie es um sie stand. Und wie von so wenigen, besonders deutschen Frauen haben wir eigene Biographieen, Selbstgeständnisse? — Deshalb müssen wir uns mit dem Wenigen begnügen, was wir von ihnen finden, und können es nur eben so selbstgenügsam wiedergeben. Mögen die Leser es nehmen, wie es zu geben möglich war! — Geschrieben am Helenentage 1811.

Biographisches Verzeichniß des dritten Theils.

Elisabeth die Heilige,

Landgräfin in Thüringen.

Elisabeth, die Tochter König Andreas des Zweiten in Ungarn, und seiner Gemalin, Gertrud, einer gebornen Herzogin von Meran, wurde zu Presburg im Jahre 1207 geboren.

Gekommen war nach Eisenach Klingsohr, der berühmteste Meistersänger seiner Zeit, gerufen aus Ungarn, einen Streit unter den Dichtern an Landgraf Herrmanns Hofe zu schlichten, und sas eines Abends vor der Thüre des berühmten Schlosses Wartburg, und betrachtete gar aufmerksam den Himmel und die Sterne. Seine Ausrüfe erweckten die Frage: „Erfahrener Meister! was seht Ihr?“ und er antwortete: „Fürwahr ihr sollt wissen, daß meinem Herrn, dem Könige in Ungarn, geboren wird in dieser Nacht eine Tochter, die wird seyn eines seligen Lebens und vertraut werden dem jungen Fürsten, Landgraf Herrmanns Sohne, und es soll erfreut werden dies ganze Land von ihrem heiligen

Leben." — Das war Elisabeth, und es geschah, was er profezeiht hatte.

Vier Jahr alt, wurde sie als Braut des jungen Landgrafen Ludwig, ausgestattet mit 4000 Mark Silbers, gewickelt in ein seidenes Gewand, in einer silbernen Wiege, nebst einer silbernen Badewanne und einem Becher, nach Schloß Wartburg geleitet, und von einem glänzenden Rittergefolge abgeholt, begleitet von vielen landgräflichen Dienern und adelichen Frauen.

Hier wurde sie am Hofe des Landgrafen Herrmann, eines stattlichen Fürsten, der die Wissenschaften und Künste liebte, mit der Schwester ihres künftigen Gemals, der schönen Agnes, und anderen Fräuleins, gar wohl und fein unterwiesen und erzogen. Empfänglich für Sittlichkeit und Religion klopfte ihr Herz den Ausübungen und Bestimmungen hoher Tugenden entgegen, und sie wurde von allen, die um sie waren, geliebt und geehrt. Sanftmuth und Mildthätigkeit waren die Hauptzüge ihres Charakters, und ihre schöne Seele sprach sich in ihren Handlungen nur allzu deutlich aus. Gern gab sie den Armen, und beglückt war sie, wenn sie geben konnte.

Nach damaliger Zeitsitte trug sie eine Krone, welche sie aber in der Kirche jedesmal so lange abnahm, bis der Gottesdienst geendet war. Sie tanzte nur wenig, und liebte geräuschvolle Feste nicht. Oft ging sie mit ihren Gespielinnen auf den Gottesacker, zeigte auf die Ruhestätten der Verblichenen, und sagte: „Diese lebten auch, nun aber sind sie tod. So wird es auch dereinst mit uns werden. Darum sollen wir Gott lieben und demüthig vor ihm wandeln, weil wir Erde sind. Was aber will die arme Erde sich erheben?“

Aber auch diese gute, sanfte Seele mußte Feinde haben, konnte dem Neide und der Verfolgung nicht entgehen. Viel mußte sie dulden und sich gefallen lassen, blieb aber ruhig, Gott ergeben, und ertrug alle Kränkungen mit christlicher Gelassenheit. Doch wurde sie herzlich von ihrem Verlobten geliebt, der nicht aufhörte, ihr Beweise seiner aufrichtigen Liebe zu geben. Zwar gab es Menschen, die ihn bereden wollten, die Verbindung mit ihr aufzugeben, und sie wieder nach Ungarn zurück zu senden, weil sie, für eine Königstochter, nicht reichlich genug ausgestattet sey; er aber hörte sie nicht an, ja, er zeigte bei einer sol-

chen Veranlassung einst auf den vor ihm liegenden Inselsberg, und sagte: „Wenn ich auch diesen ganzen Berg in Gold verwandeln könnte, so wollte ich dafür nicht meine geliebte Elisabeth geben, oder eine Untreue an ihr begehen." Er nahm aus einem sammetnen Beutel, den er an seiner Seite trug, einen doppelten Taschenspiegel, mit dem Bildniß des Gekreuzigten, reichte ihn dem Freunde seiner Braut und dem seinigen, dem biederen Ritter Walther von Vargula, und sagte: „Sage, was ich gesagt habe, meiner geliebten Elisabeth, und gieb ihr dieses Kleinod zum Unterpfande der Wahrheit und Festigkeit des Gesagten." — Elisabeth empfing es mit Entzükken, küßte und drückte das Kleinod an ihr Herz.

Sechszehn Jahr alt, trat ihr Verlobter, nach dem Tode seines edlen Vaters, 1215, die Regierung an, empfing 1218 während des Hochamtes, in der St. Georgenkirche zu Eisenach, den Ritterschlag, und vermälte sich 1221, zwanzig Jahr alt, mit seiner vierzehnjährigen Braut.

Die Hochzeit wurde drei Tage lang mit großer Pracht durch Gastmale, Tänze, und

Ritterspiele, mit einem Aufwande gefeiert, der den Landgrafen sogar in Schulden brachte. Elisabeth aber betete fleißig, und Gott segnete ihre Ehe mit Glück und Zufriedenheit. Sie liebte zärtlich, und wurde innig geliebt von ihrem Gatten. Mit freundschaftlicher Vertraulichkeit nannten sie sich Bruder und Schwester, und Tugend gab ihren Herzen die reinste Seligkeit. Fromm, demüthig, wohlthätig und sanft war Elisabeth, und Ludwig ein würdiger Fürst, tapfer und bieder, gerecht und milde, ein treuer Freund und zärtlicher Gatte. Ein unvollendeter Kreuzzug gab ihm den Beinamen des Heiligen; er hatte ihn durch seine Tugenden verdient. Ein alter Chronist sagt von ihm: „Er hat sich gar wohl fromm, milde und thätig erzeigt, und war sonst von Natur eine schöne Person, fröhlich, beredt, sittsam und wahrhaft."

Die Geschichte stellt viele Beispiele seines Muthes, seiner Tapferkeit, Gerechtigkeitsliebe, und seiner Regententugenden überhaupt auf, aber sie läßt uns auch mit Wohlgefallen in sein häusliches Leben blicken, und spricht von seiner unerschütterlichen Treue, und ehelichen Zärtlichkeit, erfreulich und mit hoher Achtung.

Von mehrern Beispielen dieser Art mögen hier nur zwei derselben stehen.

Er stand einst am Fenster und sah einem Tanze auf einem öffentlichen Platze zu. Einer seiner Hofleute machte ihn auf eine schöne Tänzerin aufmerksam, sprach von ihr, und erbot sich, wenn sie ihm gefalle, ihm dieselbe zuzuführen. Darüber erzürnte der edle Fürst sich sehr, befahl, bei seiner Ungnade, von so etwas nicht wieder mit ihm zu sprechen, und ging davon.

Im Jahr 1227 befand er sich am Hofe eines Fürsten, wo er sehr wohl gehalten und mit großen Ehrenbezeugungen erfreut wurde. Speise und Trank hatten ihn wohl erquickt, und als er sich zur Ruhe begeben wollte, fand er in seiner Schlafkammer ein köstliches Ruhebett, und in demselben ein schönes Mägdlein. Wie er dies sah, rief er den Ritter Walther von Vargula herbei, und sprach zu ihm: „Das Mägdlein in diesem Bette, das diese Nacht ich bei mir haben soll, nimm von mir, bringe es heimlich hinweg, und gieb ihr einer löthigen Mark Silbers werth an Gelde, daß sie sich etwas dafür kaufen mag, und sage ihr, daß sie, wenn ich weg bin, dem, der sie ge-

schickt hat, danke, und keinem etwas davon sage. Ich spreche das zu dir in ganzer Wahrheit: Wäre auch das Ehebrechen vor Gott nicht Sünde, nicht Schande vor der Welt, so wollte ich es doch meiner lieben Elisabeth zu Liebe lassen, und sie damit nie betrüben, oder ihr Gemüth kränken."

Elisabeth durchlebte ihre Tage in Liebe zu ihrem Gemale, beschäftigte sich mit Andachtsübungen, Werken der Barmherzigkeit, und war bis zur Verschwendung wohlthätig. Jede Nacht verließ sie ihr Lager, um zu beten, und überließ sich diesem frommen Hange oft so sehr, daß sie darüber, ermattet, einschlief.

Nicht lange nach ihrer Trauung reisete sie mit ihrem Gemale, in glänzender Begleitung, nach Ungarn, zu ihrem Vater. Sie wurden von ihm mit großer Pracht empfangen und reichlich, wie auch ihr Gefolge, beschenkt.

Als ihr Gemal nach Polen zu einem Feldzuge im Jahr 1225 reisete und das Jahr darauf zum Kaiser Friedrich nach Italien ging, gewann die Neigung der guten Elisabeth, wohlzuthun, freies Feld. Hungersnoth, Pest und Verderben wütheten damals in Thüringen, und das Unglück sprach laut zu gefühl-

vollen Herzen. Da war es Seligkeit für Elisabeth, überall helfend, erquickend, kummerstillend sich zeigen zu können, und in der Noth wie ein Engel der Rettung zu erscheinen. Sie ließ unter der Wartburg ein Hospital für arme, sieche Menschen erbauen, ein gleiches am Georgenthore zu Eisenach. Täglich wurden, noch überdies, über neunhundert Arme in ihrer Gegenwart gespeiset. Sie verschenkte die Kleider von ihrem Leibe, und hob freiwillig armen Leuten Kinder aus der Taufe, um Gutes thun zu können. Einst verkaufte sie so viele Aecker, Höfe und Dörfer, daß sie dafür 64000 Goldgulden bekam, welche sie an Einem Tage unter die Armen vertheilte. Das machte freilich großes Aufsehen und erregte Bedenklichkeiten, welche, ihrer Pflicht gemäß, der Schösser und der Hausmarschall gegen den Landgrafen selbst äußerten, als dieser aus Italien zurückkam. Er hörte sie ruhig an, und antwortete: „Lasset meiner lieben Elisabeth die Freude, den Armen Gutes zu thun. Was sie um Gotteswillen der Armuth zu gute thut, da sage keiner etwas dawider. Wenn sie mir nur die Wartburg nicht verschenkt, so bin ich's wohl zufrieden.“

Die Legende erzählt: Es sey einst Elisabeth mit einem Korbe voll Lebensmittel für die Armen die Wartburg hinunter gegangen, wo ihr ihr Gemal begegnet sey, (der es aber wohl nicht gewesen seyn kann,) und sie trozzig gefragt habe: Was sie da trage? Da habe Elisabeth erschrocken geantwortet: Blumen. Und, siehe da, die Lebensmittel hätten wirklich sich in Blumen verwandelt gehabt. Diese Erzählung ist auf einem Gemälde auf der Wartburg abgebildet zu sehen.

Wenn der Gemal der frommen Schwärmerin nicht daheim war, trug sie keinen Schmuck, sondern ging in der Tracht einer religiösen Wittwe einher, wachte, betete, und ließ sich geißeln; kam er zurück, so schmückte sie sich wieder, um ihm nicht zu misfallen und Gelegenheit zur Sünde zu geben. Ging sie nach einer Niederkunft zum ersten Male wieder aus, trug sie, einfach gekleidet, in bloßen Füßen den Säugling zur Kirche, und verschenkte dann ihr Kleid an eine Arme. Die Kranken besuchte und pflegte sie selbst, und verfertigte mit eigenen Händen die Todtenkleider für arme Verstorbene. Die schlechtesten Kleider legte sie oft an, und sagte zu

ihren Kammerfrauen: „So will ich gehen, wenn ich einst betteln und Elend um Gottes willen ertragen werde.“

Bei dergleichen Bußübungen und übertriebenen Entsagungen spielte ihr Beichtvater Konrad von Marburg, von dem wir bald sprechen werden, ein geistlicher Narr und Tirann, wie es kaum einen gegeben hat, die Hauptrolle. Diesen hätte der Landgraf zum Schlosse hinauswerfen lassen sollen, und Elisabeth wäre zwar keine Heilige geworden, aber auch keine Betrogene und Gemishandelte. Der Landgraf selbst hätte eine ganz andere Rolle spielen können. So aber ließ er sich überreden das Kreuz zu nehmen, und in's gelobte Land gegen die Ungläubigen zu Felde zu ziehen. Elisabeth war viel zu sehr religiöse Schwärmerin, als daß sie ihres Gemals Entschluß hätte sonderbar finden sollen, und der Beichtvater fand den Vorsatz des Fürsten christlich, rühmlich und gottselig. Während die Fürsten und Edlen zum heiligen Grabe zogen, blieben die Geistlichen daheim, um zu fischen.

Ludwig übertrug während seiner Abwesenheit seinem Bruder Heinrich die Landes-

regierung, und nahm von den Seinigen zärtlichen Abschied. Elisabeth, als sie ihn scheiden sah, weinte heftig, hing schluchzend an seinem Halse, und seine drei Kinder riefen ahnend ihm zu: „Gute Nacht, lieber Vater! Viel tausend gute Nacht, herzgüldener Vater!“ Ludwig schenkte seiner geliebten Elisabeth bei'm Abschiede einen kostbaren Fingerring und sagte: „Nimm hin diesen Ring und diesen Edelstein, eingegraben ist in ihn das Lamm Gottes. Dieses sey dir ein Wahrzeichen deines Trostes, wenn du etwas von mir erfährst; sey's mein Leben oder Sterben.“ Er küßte die Kinder in Reinhardsbrunn, und zog mit den Rittern und Reisigen, die ihn begleiteten, von dannen, und sah seine Lieben nicht wieder. Er starb am 11. Sept. 1227 zu Otranto, einer Neapolitanischen Stadt, am hitzigen Fieber, nachdem er vorher sein Testament gemacht und die letzte Oelung von dem Patriarchen von Jerusalem empfangen hatte.

„Damals, (sagen die alten Chroniken,) sprang der Stein aus dem Ringe, welchen Ludwig seiner lieben Elisabeth bei'm Scheiden verehrt hatte; woran sie sogleich merkte, was geschehen war.“

Als nun aber ihr Fürchten Gewißheit wurde, als die Schreckensnachricht ankam, Ludwig ist erblichen, stand sie unbeweglich, mit kläglicher Stimme ausrufend: „Gestorben! gestorben!“ Dann aber brach sie in Thränen aus, ihre Augen gen Himmel richtend: „Wehe mir armen trostlosen Wittwe und elenden Frau! Nun tröste mich du, der Wittwen und Waisen mit seinem Troste nicht verläßt.“

Ihr Schwager, Heinrich, welcher die Vormundschaft über Ludwigs Kinder und die Regierungsverwaltung übernahm, war nicht freundlich gesinnt gegen die arme Wittwe, und zwang sie, mit ihren Kindern die Wartburg zu verlassen. Er ließ sogar in Eisenach bekannt machen, er werde es ungern sehen, wenn man sie aufnehmen wollte. Niemand wollte sich also der hülflosen Fürstin erbarmen, die um eine Herberge vergeblich flehte, und ohne Obdach, mit Hunger und Durst kämpfte.

Ein armer Priester nahm sie endlich in seine kleine Wohnung auf, wo sie aber nicht lange bleiben konnte. Mitten im Winter durchwanderte sie die Straßen der Stadt, ihr jüngstes Kind auf dem Arme, die anderen

beiden Kinder an der Hand, ertrug Armuth und Elend geduldig, und sprach: „Herr! dein Wille geschehe. Gestern war ich eine Landgräfin, und hatte Burgen und Städte, und jetzt will mich niemand beherbergen.“ Die Eisenacher hatten ihr Herz gegen ihre Wohlthäterin verschlossen, wie ihre Thüren, und ein elendes Bettlerweib, von der Fürstin oft mit Wohlthaten erquickt, wollte ihr nicht einmal ausweichen, stieß an die Vorübergehende, und Elisabeth gleitete in der kothigen Straße aus, und fiel nieder. — Endlich erreichte sie das von ihr selbst gestiftete Hospital, in welches sie sich begab.

Ihre Tante Sophie, Aebtissin zu Kizzingen, erhielt kaum Nachricht von Elisabeths trauriger Lage, als sie ihr einen Wagen sendete, und sie zu sich bringen ließ. Bald darauf wies ihr der Bischoff von Bamberg das Schloß Bottenstein zu ihrem Aufenthaltsorte an, sorgte für ihre Unterhaltung, und gab ihr sogar einen kleinen Hofstaat. Hier lebte sie nun still und ruhig, und als man mit ihr von einer zweiten Vermählung sprach, sagte sie: „Ich habe es Gott gelobt und meinem geliebten Gemal, nicht zum zweiten Male zu

heirathen, und lieber wollte ich mir ein großes Leid anthun, als mein Wort nicht halten."

Als sie nun vernahm, daß die ehemaligen Begleiter ihres erblichenen Gemals mit seinem Leichnam ankamen, ging Elisabeth denselben entgegen, begleitet von dem Bischoffe und der Geistlichkeit. Ihr Schmerz brach unaufhaltsam hervor, als sie die Ueberreste ihres geliebten Gatten erblickte; weinend warf sie sich an dem Sarge nieder, und vermochte es nicht, laut zu klagen. Endlich aber faßte sie sich, und rief aus: „Herr, du weißt, wie herzlich ich meinen Mann geliebt habe, nun aber, da ich deinen heiligen Willen erkenne, begehre ich nicht ihn wieder lebendig zu machen, und könnte es auch durch ein einziges Härlein meines Hauptes geschehen."

Darauf wurde Ludwigs entseelter Körper mit großer Feierlichkeit in dem Landgräflichen Erbbegräbnisse beigesetzt.

Elisabeth aber klagte den Thüringer Herren und Edlen, welche mit ihrem Gemal gezogen, und jetzt aus Italien zurückgekommen waren, das Verfahren ihres Schwagers gegen sie, und diese beschlossen, darüber ihn zur Rede zu setzen. Sie gingen zu dem Land-

grafen. Rudolf von Vargula, Walthers Sohn, führte das Wort, und sprach: „Gnädiger Herr! meine Freunde und Eure Lehnsleute, die wir hier vor Euch stehen, haben mich ersucht, mit Euch zu reden. Euer unbarmherziges Betragen, von dem wir nicht nur in Franken, sondern auch in Thüringen gehört haben, hat uns in Erstaunen gesetzt, und die Schaamröthe ist uns, Eures unweisen Betragens wegen, in's Gesicht getreten. Ach! junger Fürst! was habt Ihr gethan? und wer hat es Euch gerathen, Eures Bruders Gemalin, eine betrübte Wittwe, eines edlen Königs Tochter, die Ihr trösten, die Ihr ehren solltet, als eine niedrige, geringe Weibsperson aus Euren Städten zu verbannen? Ihr Ruf ist gut und allgemein, und Ihr habt sie von Euch gestoßen, ihr den Aufenthalt in Eurer Stadt versagt, und sie zu einer Bettlerin herabgewürdiget. Die verwaiseten Kinder Eures Bruders, über deren Erziehung Ihr, als Vormund, mit aller Sorgfalt hättet wachen sollen, die so große Ansprüche an Eure Liebe und Güte haben, habt Ihr unbarmherzig fortgejagt! Wo war Eure brüderliche Treue? Dies hat Euch das Bei-

spiel Eures verstorbenen Bruders, des tugendhaften Fürsten, nicht gelehrt. So hat er sich gegen den geringsten seiner Unterthanen nicht betragen. Verzeihet demnach, wenn wir weniger Treue und Gnade bey Euch finden, als wir erwartet hatten!"

Landgraf Heinrich stand beschämt, mit niedergebeugtem Haupte da, und vermochte es nicht, ein Wort zu sprechen. Rudolf aber fuhr fort:

„Was konnte Euch die kranke, verlassene, betrübte Frau, die in diesem Lande weder Freunde noch Verwandte hat, für Verdacht erregen, und was hätte Euch das fromme, tugendhafte Weib thun können, wenn es auch alle Schlösser und Burgen in Besitz hatte? Wie wenig Ehre können solche Gesinnungen Euch in andern Ländern machen? O! Schande! die durch Fremde und Einheimische in unsere Ohren dringen muß. Euer Betragen ist sehr unweise. Gewiß habt Ihr Gottes Zorn erregt. Ihr habt nicht nur Euch und das Thüringerland beschimpft, sondern auch Euern fürstlichen Ruf geschwächt. Ich befürchte nur allzusehr, Gottes Zorn werde deshalb über unser Land ausbrechen, wo Ihr nicht Gott

bittet, daß es nicht geschehe, Euch mit der frommen Frau aussöhnet, und derselben den Schaden ersetzet, den Ihr sowohl ihr, als den Kindern Eures Bruders zugefügt habt" *).

So sprachen damals edle Ritter mit ihren Fürsten, wenn sie ungerecht handelten.

Der Landgraf hob sein Gesicht, Thränen rollten über seine errötheten Wangen, und er sprach: „Rudolf! du hast zu meinem Herzen gesprochen. Ich fühle, daß ich unrecht gethan habe, und bin bereit, alles zu thun, was meine Schwägerin Elisabeth von mir verlangt. Dir aber soll, dieß zu bewerkstelligen, alles überlassen seyn.

Mit dieser Erklärung eilte Rudolf zu Elisabeth. Sie begehrte nichts von ihrem Schwager, als ihre Mitgift, und ihr ausgesetztes Leibgedinge. Landgraf Heinrich versöhnte sich mit seiner Schwägerin, und bat sie, sie umarmend, um Verzeihung. Sie zog wieder zu ihm auf die Wartburg, bat aber bald ihren

---

*) Die alten Chroniken geben diesem Kapitel die Ueberschrift: Wie er Rudolff von Varila strafte Landgravin Henrichin das er sant Elisabet hatt also verstossen lassen.

Schwager, ihr einen stilleren Wohnplatz anzuweisen, denn sie wollte in heiliger Einsamkeit frommen Andachtsübungen obliegen, und Werke der Barmherzigkeit ausüben. Heinrich erfüllte ihren Wunsch, gab ihre Mitgift ihr zurück, setzte ihr zu ihrem Unterhalte jährlich 500 Mark Silbers aus, und räumte ihr die Stadt Marburg in Hessen, nebst allen dazu gehörigen Dörfern und Einkünften ein.

Sich nun selbst überlassen und der eigenen Befriedigung ihrer Wünsche gegeben, ergriff sie den Pilgerstab, und wanderte mit ihren beiden Kammerfräulein Judith und Eisentraut, und ihrem Beichtvater dem belobten Magister Konrad, dessen Leitung sie sich nun ganz überließ, nach Marburg, Ueber dem Ringen nach dem Himmlischen vergaß sie alles Irdische ganz und gab sich den Launen eines herrschsüchtigen Mönches hin, der alle Achtung vergaß, die er der gutmüthigen, schwachen Fürstin schuldig war, sich zum Despoten ihres Gewissens aufwarf, ihr mit beispiellosem Stolze begegnete, und sie mit den schrecklichsten Büßungen belegte.

Diesem fanatischen Mönche, ein treuer Knecht und Anhänger des Oberhauptes seiner

Kirche, ein Werkzeug der Inquisition, (des Ketzergerichts,) welche die Päpste auch in Deutschland einzuführen gedachten, selbst Inquisitor, wüthend und unbarmherzig, dem Richten und Verbrennen Freude machte, hatte Elisabeth sich ergeben, fühlte selbst seine Grausamkeit, und wagte dennoch es nicht, sich dem Joche zu entziehen, welches er ihr aufgelegt hatte. Allenthalben in Hessen und Thüringen wüthete der geistliche Unmensch umher, zu Marburg ließ er nach und nach 80 Menschen verbrennen, und zu Erfurt hielt er den 5. Mai 1232 ein sogenanntes Ketzergericht, in welchem vier Schlachtopfer den Flammen übergeben wurden. Sein Betragen hatte einen so allgemeinen Haß auf die Inquisition geworfen, daß die Fürsten dagegen aufstanden, und dieses infernalische Gericht nachher nie wieder in Deutschland sein Haupt erheben durfte.

Jetzt kam eine Gesandtschaft aus Ungarn an Elisabeth, von ihrem Vater. Graf Panyas bot ihr alle Reichthümer ihres gesegneten Vaterlandes an, sie zu bewegen, in dasselbe zurückzukehren, und bat sie mit Thränen, ihm dahin zu folgen, mußte aber alle seine Anträge abgewiesen hören, und Elisabeth entließ

ihn mit der Erklärung: „daß sie in Thüringen ein ewiges Reich erwarten wolle.“

Sie verwendete ihre Mitgift zur Erbauung eines Hospitals und Armenhauses zu Marburg, in welches sie sich selbst mit ihren beiden Freundinnen begab. Diese, wie sie, kleideten sich in selbstgesponnene, ungefärbte Leinwand; ja, Elisabeth selbst trug einen kurzen, grauen, mit Lappen von verschiedener Farbe geflickten Mantel, um (wie ihr Beichtvater sagte) auch das Aeußere einer demüthigen Magd zu haben. Ihre Kost waren Erbsen, Bohnen, und andere ganz gemeine Speisen, alle nur in Wasser gekocht. Das Tischzeug und die Speisegefäße wurden von ihr und ihren Kammerfräulein selbst gewaschen und gereiniget, und alle niedrige Arbeit von ihnen verrichtet. Elisabeth bettelte bisweilen Geld zusammen und gab es den Armen. Sonnenhitze, Kälte und Regen ertrug sie geduldig und wetteiferte darin mit ihren Freundinnen. Täglich besuchte sie die Armen und gab ihnen, was sie hatte, betete, und unterwarf sich den schmerzlichsten Geißelungen.

Es war dem Unmenschen, ihrem Beichtvater, eine Wollust, die junge Fürstin so

schrecklich zu behandeln, der er endlich auch noch ihre Freundinnen nahm, von denen Elisabeth mit Thränen sich trennte. Er wollte sie von allem losreißen, was auf Erden ihr lieb war, und mit geistlicher Schadenfreude ihr hienieden auch nicht Einen Trost lassen. Sie duldete und ertrug alles.

Als Elisabeth sich den Leitungen ihres Beichtvaters so blindlings überließ, war sie noch eine schöne, junge Wittwe von zwanzig Jahren. Das kam mehreren Menschen bedenklich vor, und endlich wurde Elisabeth sogar eines verdächtigen Umganges mit ihrem Gewissensrathe so laut beschuldiget, daß Rudolf von Vargula, mit einer Offenheit, die wir an ihm kennen, mit ihr über diesen Punkt sprach, und ihr nicht verheelte, was man davon denke und sage. Sie zeigte ihm ihren mit Blute unterlaufenen, durch Wunden und Geißelhiebe zerfleischten Rücken, und antwortete: „Hier seht ihr die Beweise der Liebe, die der heilige Priester und Diener Gottes zu mir trägt, und die Liebe, die ich zu Gott trage."

Was ließ sich darauf sagen. Selbst der freimüthige Rudolf verstummte.

Elisabeth entfernte sich nicht wieder aus dem von ihr zu Marburg gestifteten Hospitale, betete, fastete, kasteite sich, und pflegte und wartete die Kranken. Ihr Geist wurde immer gereinigter. Erscheinungen und himmlische Stimmen kamen nun zu ihr. Die eine sprach einst zu ihr: „Komm zu mir, meine allerliebste Freundin, in die Wohnung, die ich dir von Ewigkeit bereitet habe." Sie empfing diese Einladung mit Entzücken, wurde krank, legte sich nieder, und stand nicht wieder auf. Sie nahm Abschied von ihren Bekannten, vermachte, was sie noch hatte, den Armen, und entschlief sanft (1231) im vier und zwanzigsten Jahre ihres Alters.

„Sie war, — sagen ihre Biographen, und die Chronisten, — in ihren Sitten züchtig, ernst in ihrem Wandel, liebreich und gütig in Worten und Mienen, barmherzig gegen die Armen, voll Tugend und göttlicher Liebe. So erhaben auch ihre Geburt war, so reichte sie doch nicht an ihr Verdienst, und die Natur war noch freigebiger gegen sie gewesen, als das Glück. Nichts kam der Fülle und Schönheit ihres Wuchses bei; in ihrem ganzen Anstande war so etwas Edles und Er-

habenes, daß es unmöglich war, sie ohne Ehr-
furcht und Bewunderung anzusehen."

Sie wurde in die von ihr zu Ehren des heil. Franziskus gestiftete Kapelle begraben, die von Tausenden besucht wurde, ihr Grab zu sehen. Bald aber ereigneten sich Wunder an demselben. Kranke wurden geheilt, Taube hörend, ja, Todte wurden sogar lebendig.

Diese Wunder sammelte ihr Beichtvater, und sendete das Verzeichniß 1232 an Papst Gregor den Neunten. Es wurde eine Untersuchung angestellt, die Wahrheit der Angaben erhielt Bekräftigung, und Elisabeth wurde den 27. Mai 1235, in dem Prediger-Kloster der Stadt Perugia, vom Papste in Beiseyn vieler Kardinäle und Bischöffe mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten heilig gesprochen, und der Christenheit auferlegt, den Sterbetag der neuen Heiligen, den 19ten November, als ein Fest zu begehen. Denen, welche an diesem Tage und die nächstfolgende Woche darauf das Grab der Heiligen besuchen würden, wurde auf ein Jahr und vierzig Tage Ablaß ertheilt. Die Unkosten zu dieser Heiligsprechung hatte ihr Schwager, der Landgraf Konrad, der Hoch- und Deutsch-

meister war, getragen, und dieser setzte die Erhebung der Gebeine der heiligen Elisabeth aus ihrer ehemaligen Ruhestätte an einen andern Ort, auf denselben Tag des Jahrs 1236 an. An diesem Tage wurde auch die päpstliche Canonisationsbulle zu Erfurt öffentlich von den Kanzeln abgelesen, es wurden Spenden an die Armen gegeben, und die dabei angestellten Feierlichkeiten dauerten zehn Tage lang.

Anna von Koburg.

An dem glänzenden Hofe des Kurfürsten August zu Dresden, wo damals die Feste und Feierlichkeiten einen immerwährenden Kreislauf hielten, wo Ringelrennen, Wasserstechen, Scheibenschießen, Maskentänze, Jagden und Bankette stets Gäste herbeizogen, befand sich auch der Herzog Johann Casimir von Koburg. Sein unglücklicher Vater hatte über den Grumbachischen Händeln sein Land verloren, und saß noch in Kaiserlicher Haft, indem seine Länder seinem Bruder, dem Herzoge Johann Wilhelm, zuerkannt worden waren. Dieser, viel zu edel als das Unglück seiner Neffen auf das Unglück seines Bruders gründen zu wollen, gab denselben die ihm zugetheilten Länder zurück, von denen Johann Casimir die Koburger Staaten erhielt.

Dieser, vom Unglück seines Vaters gebeugt, kam in einer Stimmung nach Dresden, welche nur durch die glänzenden Feste übertäubt, aber nicht gehoben werden konnte. Der ritterlichen

Uebungen wohl kundig, zeichnete er sich im Rennen und Stechen, so wie im Schießen nach dem Ziele sehr wohl aus, und erhielt mehr als einmal den ausgesetzten Preis, mehrentheils, nach alter Sitte, aus den Händen der Prinzessinnen, unter denen die schöne, freundliche Anna ihm selbst den höchsten Preis seines Lebens, sein Herz, so unvermerkt abgewann, daß er sich verwundernd fragen mußte, wie das gekommen sey?

Doch, dem war nun einmal so, und der Herzog fing an den Verlust zu verschmerzen, den er so schönen Augen zuzuschreiben hatte, als je welche in der Welt dergleichen süßen Raub begangen hatten. Er gab dieß der Prinzessin zu verstehen, die erröthend die Augen niederschlug und nur langsam, freundlich sie wieder hob, und ging, nach damaliger Sitte, zum Vater, ihm zu sagen, was sein Herz erwählt habe.

Der Kurfürst gab ihm die Hand, und sagte: „Darüber will ich mit meiner Frau und meiner Tochter sprechen, und dann sollt Ihr Anwort haben. Auf meine Stimme bei dieser Angelegenheit könnt Ihr rechnen. Nur ist es durchaus nothwendig, mit den Weibern

über die Sache zu reden, damit keine Ueber-eilung Statt finde und zum Vorwurf gemacht werden kann."

Der Herzog vertraute der Prinzessin, was geschehen war, und setzte hinzu: „Ich gehe nun nach Koburg, Eure freundliche Antwort dort zu erwarten."

„Reiset mit Gott! — stammelte die Prinzessin, und setzte schnell hinzu: — und kommt bald wieder."

„Das hängt von Euch ab. Je eher Ihr wollt, je eher seht Ihr mich wieder. So kurz aber auch die Zeit seyn mag, so wird sie mir doch immer lange genug zu dauern scheinen. Also, macht meinem Herzen keine so lange Qual, wenn ich Euch bitten darf, oder sprecht ihm geradezu alle Hoffnung ab. Denn es wird ihm besser seyn, auf einmal, als nach und nach und langsam, sich verkannt, verlassen und verloren zu sehen."

Die Prinzessin verließ ihn seufzend, und der Herzog reisete ab.

O! dieser Seufzer! Er war die Ahnung eines Herzens, dem das Unglück im Gewand der Freude entgegen trat.

Der Kurfürst war Vollstrecker der Kaiserlichen Reichsacht an des Herzogs Vater gewesen, der Sohn warb jetzt um die Hand seiner Tochter, vielleicht glaubte er durch sein Jawort etwas vergüten zu können, was ihm, daß es geschehen war, leid seyn mußte. Die Mutter sah eine Versorgung ihrer Tochter in der Heirath; die Tochter fühlte eine Sehnsucht nach einem Etwas, das sie nicht kannte und doch kennen zu lernen wünschte, vielleicht nun zu finden glaubte, und der Herzog erhielt ein gewünschtes Ja von allen, die es zu geben hatten.

Der Vater des Herzogs war mit dieser Vermählung nicht zufrieden, sagte das ganz unverholen, stellte es aber seinem Sohne anheim, sich wohl zu berathen. Dieser glaubte berathen zu seyn, ging nach Dresden, verlobte sich mit der Prinzessin, und die Hochzeit wurde daselbst im Wonnemond 1584 sehr glänzend gefeiert.

Die Feste waren vorüber, die Blüten entfielen den Bäumen, der laute Jubel war verhallt, die stillen Freuden des ehelichen Lebens waren im Beginnen, die Neuvermählten gingen nach Koburg.

Hier war es weit stiller, als in der lauten Residenz, in welcher Anna ihre Jugendjahre verlebt hatte, und in dieser Stille wurde das Herz der Prinzessin empfänglicher, als es je gewesen war. Ueber ihren Gemal aber breitete der Trübsinn den Schleier des Unmuths. Er war seinem Vater ungehorsam gewesen, hatte die Freude und das Verlangen in Gestalt seiner Gattin um sich, konnte seinem Herzen kein Begehren abgewinnen, war mit Einem Worte kein Mann für ein Weib wie das seinige, und verfiel in die lebhafteste Unruhe.

Sich zu zerstreuen, ging er auf die Jagd, machte kleine Reisen zu seinem Bruder nach Eisenach, zu seinem Jagdfreunde dem Bischoff von Bamberg, und hielt hier und dort Scheibenschießen. Ueberall hin verfolgten ihn die Briefe seiner Gemalin, die in dem stillen Koburg allein, von der Langenweile gepeiniget, von der Sehnsucht, geliebt zu werden, gefoltert, nicht wußte, was sie beginnen sollte. Sie klagte das ihrem Gatten, seinem Pritschenmeister, ihrer Hofmeisterin, dem Beichtvater, dem Kanzler, ihren Kammerfrauen, und erhielt, was sie auch nur erhalten konnte,

von allen nur leidige Tröstungen. Diese alle liebten nicht wie sie, oder waren glücklicher wie die Klagende. Ihre Jugend tummelte und bäumte mit Ungeduld sich in ihr, und was sie umgab, verwies sie kalt zur Geduld. „Zeit bringt Rosen;“ — sagte die Hofmeisterin, und die Herzogin seufzte: „Mir blühen keine!“ — Der Beichtvater sprach ihr ganz christlich zu, hielt erbauliche Predigten, und die Herzogin wußte nicht mehr, was sie beginnen sollte. Je liebevoller sie an ihrem Gemale hing, je ängstlicher wurde dieser, der Leibarzt erschöpfte seine Kunst, und die Natur wollte keinem Zwange nachgeben. Welch ein Leben für beide!

An den Höfen herum schweifte damals ein Mann, dessen Umgang eben so sehr gesucht, als seine Gelehrsamkeit und Weltklugheit bewundert wurde. Ein Italiener, Jeronimo Scoti, aus Piacenza, ein Graf von Geburt seinem Vorgeben nach *), hatte sich Zu-

*) Es soll von diesem merkwürdigen Manne, der von Fürsten und Großen so geehrt, auf den sogar Medaillen geschlagen wurden, und seinen Abentheuern nächstens in einer Zeitschrift besonders gesprochen, und das erzählt werden, was wir von ihm und seinem Leben wissen.

tritt an den vornehmsten Höfen zu erwerben gewußt, und kam so eben vom Hofe des Kurfürsten von Köln, der aus Liebe zu der schönen Mansfelderin Land und Kur verlor, nach Bamberg. Schon hatte er einen berühmten Namen sich gemacht unter den Gläubigen an's Uebernatürliche, und sprach von den Dingen der Philosophia occulta wie von Kleinigkeiten, die der Wissende leicht übersieht. Nebenbei ließ er verschiedene Kunststückchen sehen, sprach wie ein Buch, kannte die Influenz der Gestirne, stellte Horoskope, berechnete zukünftige Ereignisse, schlug die Karte, ging prächtig gekleidet einher, warf mit Gelde freigebig um sich, und war ein belebter, unterhaltender Gesellschafter.

Diesen lernte der Herzog Johann Casimir kennen, und lud ihn ein, ihn in Koburg zu besuchen. Von seinen Wissenschaften hoffte er Nutzen für sich, und von seinen Künsten Unterhaltung für seine Gemalin zu ziehen. — Das letzte gelang, das erstere nicht, zum Unglück für die Fürstin.

Scoti kam nach Koburg, wurde sehr wohl empfangen, trat weltklug unter die staunen-

den Arglosen, lernte alle gar bald kennen, durchblickte die Verhältnisse, die so offen da lagen, gar leicht, bemächtigte sich des Vertrauens der Hülfehoffenden, und seinen Vortheil wahrnehmend, betrog er sie alle.

Mit dem Herzoge, der den Hang zu dem Glauben an's Uebernatürliche von seinem Vater geerbt hatte, sprach er vom Steine der Weisen, von der Natur verborgenen Kräften, die der Wissende kenne, ging mit ihm auf die Jagd, wohnte den Scheibenschießen bei, und erhielt sein ganzes Zutrauen. Die Herzogin belustigte er mit physikalischen Kunststückchen, wahrsagte ihr aus der Hand, und verhieß ihr, wobei ihr Herz vor Freuden hochaufklopfte, Mutter zu werden; denn dieß allein nur war ihr höchster und sehnlichster Wunsch, und machte sie sich ihm ganz eigen und ergeben.

Die Vertraulichkeit wuchs mit jedem Tage. Die Herzogin wollte die Erfüllung ihrer Wünsche beschleunigen; sie besuchte den Verführer auf seinem Zimmer, wo er ihr Wunderdinge zeigte, und ihre Fantasie auf's höchste er-

hitzte *). Magisches Räucherwerk betäubte ihre Sinne, sie kam in seinen Armen wieder zu sich. Der erste Schritt war geschehen, die folgenden wurden nicht gezählt.

Der schlaue Italiener sah wohl ein, daß eine so leidenschaftliche Dame, als Anna war, nicht so besonnen handeln könnte, eine Vertraulichkeit zu verbergen, die ihn, wie er den Herzog kannte, um den Sitz aller seiner Wissenschaften und Feinheiten bringen mußte, daher beschloß er, sich auf gute Art aus der Affaire zu ziehen. Er machte die Herzogin auf einen schönen jungen Mann ihres Hofes aufmerksam, gab vor, wichtige Briefe aus seinem Vaterlande erhalten zu haben, die ihn nöthigten dahin zu gehen, versprach bald wieder zu kommen, wußte der Verführten einen Theil ihres Schmuckes abzuschwatzen, und ging davon.

Der Herzog, welcher den Stein der Weisen nicht zu sehen bekommen hatte, war är-

*) Sie hat in ihren nachherigen Verhören dies alles selbst ausgesagt, und es soll davon weitläuftiger, als es hier seyn kann, anderswo gesprochen werden.

gerlich, tröstete sich aber, ihn bei Scoti's Zurückkunft zu erblicken, und ging wieder seinen gewöhnlichen Zerstreuungen nach. Anna aber, die Eingeweihte, war nicht umsonst auf ihren schönen Hofkavalier aufmerksam gemacht worden, sprach mit beredten Blicken zu seinem empfindlichen Herzen, und Ulrich von Lichtenstein lag zu ihren Füßen. Hier durfte er nicht liegen bleiben. Die Liebe hatte ihm ein gar weicheres Lager beschieden, und dieses nahm er mit einer Zärtlichkeit ein, die die Liebende entzückte.

Der Herzog war froh, seine Gemalin nach und nach mit ihm zufriedener zu sehen, war freundlich, so viel er konnte, und ging seinen Lustpartieen nach. Anna that diesen Vergnügungen allen erdenklichen Vorschub, und lebte beglückt, beglückend ihren Geliebten, in längstersehnter Zärtlichkeit.

Aber wage es der Mensch nicht, zu glauben, was er im Verborgenen thue, bleibe verborgen. Irriger Wahn! Hienieden giebt es keinen Winkel, den das Auge der alles entdeckenden Zeit nicht zu durchspähen vermag. Alles Verborgene kömmt endlich an's Licht.

Die Liebenden wurden sicherer. Sie wurden bemerkt. Neid und Verrath folgten ihren Schritten. Sie wurden überrascht. Der Herzog selbst überzeugte sich, und Ulrich und Anna wurden sogleich verhaftet.

Vor ihren Richtern bekannten Ulrich und Anna ihr Vergehen. Die Herzogin klagte den Betrüger Scoti als ihren Verführer, und sich, die Verführte, als die Verführerin Ulrichs an, für den sie weinend bat, um durch seine Strafe die ihrige nicht noch zu vergrößern. Ihrer Jugend und Unerfahrenheit bat sie zu verzeihen, was durch Reue und Thränen sie abbüßen wolle. — Sie wurde von ihrem Gemale geschieden. Die Akten wurden zum Urthel versendet. Der Schöppenstuhl zu Jena, dem die liebeathmende Fürstin sich nicht entgegenstellen konnte, sprach ihr und ihrem Geliebten die Strafe des Schwertes zu. Der Herzog verwandelte dieß in ewiges Gefängniß. Er selbst vermälte sich wieder.

Anna lebte anständig, doch ohne die geringste Freiheit, in den Gefängnissen zu Eisenach, Kallenberg und Sonnenfeld. Von männlicher Gesellschaft war sie ganz abgeson-

dert, den Beichtvater ausgenommen, der aber nur von geistlichen Dingen mit ihr sprechen durfte.

So verlebte sie zwanzig Jahre, ehe der Tod (den 27. Jänner 1613) ihrem Elende ein Ende machte. Sie starb unter sehr christlichen Gedanken, ließ nochmals ihren Gemal um Verzeihung bitten, ihm für seine Güte danken, und wünschte, versöhnt, ihn dereinst wieder zu sehen.

Sophia Dorothea

von Hannover.

Der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Zelle kam auf einer Reise durch Holland nach Breda, lernte dort eine aus Frankreich der Religion wegen geflüchtete Demoiselle d'Olbreuse kennen, die sich als Kammerfräulein bei der Prinzessin von Tarent befand, und wurde aufs heftigste in sie verliebt. Sie war aus einer adelichen Familie in Poitou, indessen war aber dennoch diese Abkunft gar weit unter der des Herzogs, und eine Vermählung mit ihr konnte nur als eine Misheirath betrachtet werden. Doch der Liebhaber setzte sich über alle Vorurtheile hinaus, reichte ihr seine Hand, und ließ sie einige Jahre darauf in den deutschen Fürstenstand erheben.

Eine einzige Tochter, Sophia Dorothea, war die Frucht dieser Ehe, um deren Hand sich mehrere Prinzen bewarben, die aber, der Politik geopfert, ihr Cousin, der Kurprinz Georg von Hannover, nachher

König von England, erhielt. Diese Heirath hatte seine Mutter gestiftet, und er, von den Reizen einer Frau von Wick gefesselt, befand sich, indem dieß geschah, in einer Art von Verlegenheit, die nur der Gleichgültigkeit gleich kam, mit der seine Braut ihm *) ihre Hand reichte.

Gleich nach der Vermählung reiseten die Neuverbundenen von Zelle nach Hannover ab, wo glänzende Feste ihrer Ankunft harrten.

Der Hof von Hannover war einer der glänzendsten Höfe seiner Zeit. Daselbst befand man sich in den lustigsten Zirkeln von der Welt, deren Königin die schöne Gräfin Platen, die Geliebte des Kurfürsten, war. Dennoch aber gerieth die Prinzessin durch den Wechsel ihres Aufenthalts in eine eben nicht erfreuliche und beneidenswerthe Lage. Sich in derselben zu erhalten, hätte sie Klugheit, Geschmeidigkeit und Geduld bedurft, und das waren unglücklicher Weise Eigenschaften, die ihr alle fehlten.

Froh und lebhaft von Natur, verwöhnt durch eine Erziehung, die beinahe keine war,

*) Den 21. Nov. 1682.

da ihre Eltern sie vergötterten, war die Verzogene eben so inconsequent in ihren Handlungen, als eigensinnig in ihren Meinungen. Eine übertriebene Reizbarkeit vereinigte sich bei ihr mit einem unwiderstehlichen Hange zum Spotte und zur Satire; und dieser Charakter, der eben so leicht Angriffe voraussetzte, als gern veranlaßte, fand an dem Orte, wo sie sich entwickeln sollten, nur allzuviel Spielraum.

Der Zellische Hof machte, so zu sagen, nur eine Französische Kolonie aus, wohin die Flüchtlinge strömten, Theil an dem glücklichen Schicksale ihrer Landsmännin zu nehmen. Diese hatten dort eine Art von muthwilliger Lustigkeit eingeführt, der selbst ihr Gönner, der Herzog, Bonmots zu verdanken hatte, die er freilich nur von Franzosen hören konnte. So sagte z. B. eines Tages ein solcher Fant an der Tafel des Herzogs, an welcher lauter Franzosen saßen: „Monseigneur! Sie sind der einzige Fremde unter uns."

So ging's aber nicht an dem Hofe zu Hannover her. Hier herrschte die strengste Etikette, und die Bonmots der Prinzessin mußten unterdrückt werden. Man sprach

wohl zuweilen an der Tafel gelehrt, aber nicht leichtsinnig. Die Kurfürstin wußte Respekt zu gebieten, und die Gräfin Platen forderte ihn. Ja die Ostentationen dieser Dame gingen oft so weit, daß selbst die Kurfürstin sich zuweilen genöthiget sah zu schweigen. Besonders machte die Gräfin der Prinzessin ihre Ueberlegenheit fühlbar, ihr der Ausländerin, deren Ahnen eben nicht so strengen Proben wie die der Gräfin sich unterwerfen konnten. Oft brachte dieß die Prinzessin ganz außer sich, und sie rächte sich durch Spöttereien, wodurch sie sich eine Feindin machte, die eben so mächtig als furchtbar war.

Der Kurprinz war eben nicht ohne gute Eigenschaften, aber von Natur frostig und indolent. Auch war seine Lage eben nicht gar erfreulich, und er mußte sich auf den Einfluß der Gräfin Platen stützen, um fest zu stehen. Dieß zog ihn auch mit zu der Frau von Wick, die eine Verwandte war. Ueberdieß war es damals nun einmal so gebräuchlich, alle Fürsten mußten Favoritinnen haben.

Er war gegen seine Gemalin ein wenig sorglos, ohne eben ihr abgeneigt zu seyn. Sie gebar ihm zwei Kinder, und es gab Au-

genblicke, wo er sogar recht zärtlich gegen sie war, selbst nach der fürchterlichen Katastrophe, die ihn von ihr auf immer trennte. Aber ihre Unvorsichtigkeiten, ihre ewigen Streitigkeiten mit der Platen, machten ihm üble Laune, die ihm einen Anschein von Gleichgültigkeit und Strenge gegen seine Gemalin gab. Man denke sich daher die Stimmung Beider!

In dieser sah die Prinzessin einen Freund ihrer Jugend wieder, den Grafen Königsmark, Bruder einer der Geliebten des Königs August von Polen. Er war ein schöner Mann, hatte Geist, aber einen eben so leichtsinnigen Charakter wie seine Schwester. Erzogen mit der Prinzessin am Hofe zu Zelle, hatte er dort mit ihr dieselben Sitten und Neigungen angenommen, und unter die Eigenschaften, welche beide einander vorzüglich geneigt machten, muß man auch die des Muthwillens und der Satire rechnen.

So viele Gleichheiten und Gleichempfindungen, vermehrt noch durch den verlassenen Zustand, in welchem sich die Prinzessin befand, und durch das Bedürfniß, einen Freund zu haben, dem sie sich mittheilen konnte, rei-

chen hin, die große Vertraulichkeit zu erklären, die zwischen ihr und dem Grafen entstand.

Bis jetzt hatte die Eitelkeit allein zwischen der Prinzessin und der Platen den Wettstreit gegründet, der in Feindschaft ausartete, nun aber gaben Liebe und Eifersucht, die das Herz der Gräfin entzündeten, ihrem gegenseitigen Hasse neuen Zuwachs. Die Gräfin verliebte sich heftig in Königsmark, machte einen Anschlag auf ihn, und es gelang ihr, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, denn sie war lebhaft, geistreich, höchst interessant, zärtlich, verliebt, und die schönste Dame des Hofes. Auf einem Balle war sie die Anmuth selbst, ihr Sieg war vollendet, der Geliebte lag in ihren Armen.

Das gab nun bald Hofanekdoten, es kam zu Klatschereien, die Prinzessin, die Geliebte ihres Gemals mengten sich darein, und dieser wurde darüber so aufgebracht, daß er sich ganz von seiner Gemalin entfernte. Das brachte sie außer sich.

Sie ging zu ihm auf sein Kabinet, machte ihm Vorwürfe über sein Betragen, und fragte ihn, was sie zu thun habe, seine Achtung zu verdienen? — „Sich beruhigen;“ antwortete

der Prinz ganz kurz, und verließ sie. — Die Prinzessin wurde krank, und erholte sich nur, um ihre Niederkunft zu halten, die ihr Leben von neuem in Gefahr setzte.

Die Kurfürstin brachte sie auf's Land. Bald aber, nach ihrer Genesung, ging sie nach Hannover zurück, neuen Verdrüßlichkeiten entgegen.

Indessen war Prinz Karl zur Armee des Kaisers, gegen die Türken, nach Ungarn gegangen, und Königsmark begleitete ihn. Bald kam die Nachricht, der Prinz sey in einem heißen Gefechte geblieben, und an seiner Seite sey Königsmark gefallen. Diese Nachricht kostete der Prinzessin Thränen, und die Gräfin gab ihren Schmerz öffentlich zu erkennen. Doch, so arg war es nicht. Der Prinz war gefallen, aber Königsmark kam frisch und gesund nach Hannover zurück. Diese Rückkehr, die der Prinzessin zum Troste dienen sollte, wurde ihr Unglück.

Ihr Schicksal hatte sie trotzig gemacht. Sie wollte die Kraft ihres Charakters dadurch zeigen, daß sie sich über die Konvenienzen hinweg setzte, welche die öffentliche Meinung leiten. Sie hatte über die Nachricht von Königsmarks Tode nicht ihren Schmerz verborgen,

sie überließ sich bei seiner Zurückkunft zu unbehutsam der Freude. Da entstand Verdacht. Die Prinzessin nährte ihn durch ihr Benehmen.

Ihr Herz frei vor einem Freunde ausschütten zu können, von ihm Trost zu empfangen, hatte sie zu häufige, Aufsehen erregende Zusammenkünfte mit Königsmark, mit dem eben jetzt, nach mehreren Zwistigkeiten, die Platen ganz gebrochen hatte. Dieses unüberlegte Betragen erregte den höchsten Verdacht im Herzen ihres Gemals. Ihre Lage wurde bedenklicher, ihr unausstehlicher.

Sie ging nach Zelle, warf sich ihrem Vater zu Füßen, und bat ihn um einen stillen Aufenthalt, um einen Zufluchtsort in seinem Lande. Ihr Vater nahm sie gütig auf, wollte aber von der Trennung von ihrem Gemale nichts hören, und sie sah sich genöthiget, nach Hannover zurückzukehren.

Dieses verschlimmerte die Lage der Prinzessin, und ihre Feinde triumfirten.

In diesem Momente faßte sie den Entschluß, mit Königsmark und ihrer Getreuen, dem Fräulein Molk, nach Frankreich zu flüchten.

Die Schwierigkeiten, welche zu überlegen und beseitigen waren, nöthigten alle Drei,

häufige Zusammenkünfte zu halten, die nur zur Nachtzeit Statt finden konnten, wenn alles schlief. Das konnte aber nicht unbekannt bleiben. Die Gräfin und der Kurfürst erhielten davon Nachricht, und die Zusammenkommenden wurden genauer beobachtet.

Zu der projektirten Reise war Geld nöthig. Die Vertrauten hatten keins. Vergebens bemühte sich Königsmark, in Hamburg Anleihen zu machen; es gelang nicht. Er ging nach Dresden, Geld von seiner Schwester zu holen, und brachte durch seinen Leichtsinn sich und die Prinzessin in's Unglück.

Der König von Polen celebrirte, wie man weiß, gewisse Feste, bei denen es sehr natürlich und aufrichtig zuging. Dazu wurde auch eines Tages Königsmark eingeladen. Gegen Ende des Schmauses schlug der König vor, ein jeder solle ein verliebtes Abentheuer erzählen.

Königsmark war so unvorsichtig, von der Gunst zu sprechen, die er bei der Platen genossen hatte, machte sich über sie lustig, erzählte ihre Liebesstreiche, ihre an dem Kurfürsten begangenen Untreuen, und malte sie als eine Verfolgerin der Prinzessin mit den schwärzesten Farben ab. Im höchsten Unwil-

len über ihr Benehmen rühmte er sich unbedachtsamer Weise, daß er das schöne Opfer bald aus den Händen ihrer Feinde retten werde, und, von einer Unbedachtsamkeit zur anderen fortgerissen, entdeckte er endlich den ganzen Entwurf zur Flucht.

Ein Hannöverischer, in Ungnade gefallener Kavalier befand sich mit in dieser Gesellschaft, benutzte die Gelegenheit, wieder Gnade zu erlangen, und schrieb, was er gehört hatte, der Gräfin Platen.

Unbesonnen genug, ohne zu überlegen, was er verrathen und gesagt hatte, ging Königsmark nach Hannover zurück. Alle Anstalten zur Flucht wurden getroffen, und es kam nur noch darauf an, die Befehle der Prinzessin über den Tag und die Stunde der Abreise zu erhalten.

Er fand die Prinzessin bei der Kürfürstin, nicht mächtig genug, ihre Empfindungen bei seinem Eintritte zu beherrschen. Sie gab dem Fräulein Molk Befehl, ihren Freund zu benachrichtigen, daß er sich um Mitternacht in ihr Zimmer begeben solle. Was konnte er Angenehmeres hören? Beobachtet wurden alle. — Der Kurprinz war eben damals in Berlin. Die Zeit der Abreise konnte nicht gelegener kommen.

Königsmark fand sich um die bestimmte Stunde auf dem Zimmer der Prinzessin ein. Er blieb lange bey ihr, und ging endlich, — um sie nie wieder zu sehen.

Auf der Gallerie wurde er von vier Verlarvten überfallen, die von einem fünften kommandirt wurden, der in der Entfernung stand, wie man behauptet, der Kurfürst selbst. — Königsmark zog den Degen, wehrte sich muthig, verwundete einen seiner Gegner tödlich, und würde sein Leben noch theurer verkauft haben, wär' ihm nicht die Klinge an einer Hellebarde gebrochen, welches bewies, daß er es mit Gardisten zu thun hatte. Hätte er Schießgewehr bei sich gehabt, vielleicht hätte er sein Leben gerettet, (denn man konnte doch nicht mit zu gar großem Aufsehen verfahren;) so aber unterlag er, und sank, von mehrern Stichen getroffen, entseelt zu Boden. Seine letzten Worte waren: „Wer euch auch gegen mich gesendet hat, sagt ihm, daß die unglückliche Prinzessin unschuldig ist!"

Sein verstümmelter Leichnam wurde in ein heimliches Gemach geworfen, welches mit Tagesanbruch vermauert wurde.

Die Prinzessin war kaum aus einem schweren

Traume erwacht, als das Fräulein Molk ängstlich die Nachricht brachte, Königsmark sey diese Nacht nicht nach Hause gekommen, seine Bedienten suchten ihn, man habe diese Nacht Waffengeklirr auf der Gallerie gehört, und sehe Blut auf dem Boden. Die Prinzessin rief aus: „Allmächtiger Gott! Er ist todt! Er ist ermordet! — Ich bin verloren!“

Der Kurfürst und die Platen kamen zu ihr. Sie überließ sich der unbeschränktesten Wuth, nannte sie Barbaren, Mörder, und erklärte, sie wolle nicht mehr unter Ungeheuern leben, mit denen sie umringt sey. Ja, sie drohte, sich selbst das Leben zu nehmen.

Das Aufsehen war nicht zu vermeiden, daher bemächtigte man sich der Papiere des Grafen, und fand unter denselben leider! Briefe der Prinzessin, die der Unbedachtsame nicht vernichtet hatte. Sie enthielten das Projekt der Flucht, waren voll Schmähungen und Spöttereien gegen die Personen des Hannöverschen Hofes, selbst gegen ihren Vater, den sie einen alten Tyrannen und ein Spielzeug seines Bruders und Neffen nannte.

Mit dergleichen Beweisstücken versehen, ging nun der Kurfürst auf dem eingeschlagenen Wege

fort, gab der Prinzessin Zimmer-Arrest, und ließ das Fräulein Molk verhaften.

Alles wurde dem Herzoge von Zelle gemeldet. Seine Gemalin warf sich ihm zu Füßen, und bat ihn mit Thränen, seiner unglücklichen Tochter sich anzunehmen. Der Herzog antwortete ganz kalt: „Er erinnere sich gar nicht, eine Tochter gehabt zu haben.“

Ein Hauptmann von der Garde kündigte der Prinzessin Königsmarks Hinrichtung an, und sagte ihr, daß ein Wagen bereit stehe, sie auf das Schloß Ahlen (oder Ahlden) zu bringen. Sie stieg ein, und wurde dahin gebracht.

Der Commandant wies ihr die ihr bestimmten Zimmer an, mit dem Bedeuten, daß sie auf denselben ihre Lebenszeit zubringen müsse. Zugleich stellte er ihr ihre Bedienten, lauter ihr unbekannte Personen, vor.

Sie wurde von Staatssekretairen verhört, und gefragt: ob sie nicht zur Schande ihres Vaters und Gemals die Absicht gehabt habe, mit Königsmark nach Frankreich zu fliehen, und ob sie mit ihm nicht strafbaren Umgang gepflogen habe?

Sie antwortete: die schreckliche Lage, in der sie sich befunden habe, habe sie wirklich zu dem Entschlusse gebracht, nach Frankreich sich in ein

Kloster zu begeben; was aber die andere Beschuldigung betreffe, so nehme sie Gott zum Zeugen ihrer Unschuld.

Ihr Gemal war mit dem Verfahren nicht ganz zufrieden, konnte zwar vor der Hand nichts dagegen thun, suchte aber heimlich seiner Gemalin seine Meinung wissen zu lassen. Sie äußerte: „Ist das wahr, wessen man mich beschuldiget, so bin ich des Prinzen unwürdig. Bin ich aber unschuldig, so ist der Prinz meiner nicht werth."

Sie wurde hierauf förmlich von ihrem Gemale geschieden (d. 28. Dec. 1694), der die Erlaubniß erhielt, sich wieder vermälen zu dürfen; sie aber nicht.

Nach des Kurfürsten Tode (1698) erhielt die Prinzessin mehr Freiheit, als sie bisher gehabt hatte.

Ihre Getreue, Fräulein Molk, war ihrem Gefängnisse entkommen und nach Wien geflohen. Die Prinzessin vernahm diese Nachricht mit sichtbarer Freude.

Vater und Mutter starben vor ihr, und ihr Gemal war indessen König von England geworden. Sie aber starb d. 13. Nov. 1726 und wurde in Zelle beigesetzt.

Florentine von Oberweimar.

Das mächtige Wort der Wahrheit, welches im sechszehnten Jahrhundert, — dem größten in der Weltgeschichte! — so kräftig zu Ohren und Herzen sprach, drang auch durch die dicksten Mauern und öffnete die Pforten der Klöster. Was man Mönchen und Nonnen versagte, gaben sie sich selbst, und setzten sich in Freiheit, wenn es ihnen vom Glück oder Zufall vergönnt wurde. Viele edle Jungfrauen verließen, wie wir wissen, nach und nach ihre Kerker. Unter ihnen befand sich auch Florentine von Oberweimar.

Zufrieden und still wäre sie an ihrem Zufluchtsorte geblieben, der errungenen Freiheit sich freuend, hätten nicht die Schmähungen ihrer ehemaligen Aebtissin Katharina von Watzdorf sie genöthiget, sich zu vertheidigen. Sie ergriff also, gezwungen, die Feder, und der Freiheit der Presse sich erfreuend, ließ sie im Jahr 1524 ihre Vertheidigungsschrift zu Wittenberg drucken. Man kann dieselbe

nicht lesen, ohne der Verfasserin Achtung und Theilnahme zu schenken. So kurz auch die Selbstbiographie einer gleichsam geborenen Nonne seyn muß, so interessant und belehrend dürfte sie dennoch wohl für viele seyn, die einen Blick in das Innere der Klöster werfen mögen, denen Sitten, Gebräuche und Zeiten Unterhaltung gewähren. Wir wollen also, — mit weniger Sprachänderung und dienlicher Abkürzung, — Florentinen selbst sprechen hören.

„Ich bin, meines Alters im sechsten Jahre, von meinen Eltern, die die geistlichen Stände damals für gut und selig hielten, durch Zureden meiner Muhme, der Domina zu Eisleben, in das Jungfrauen-Kloster daselbst, Neuenhälfte genannt, gegeben, und darin bis in mein eilftes Jahr erzogen worden. Dann wurde ich sogleich, ohne vieles Fragen und Lehren, der Sache ganz unverständig, in unwissender Jugend eingesegnet."

„Als ich aber in mein vierzehntes Jahr kam, und mein Gemüth und Geschicklichkeit begann zu fühlen und zu erkennen, befand ich, daß der geistliche Stand aller meiner Geschicklichkeit und Natur entgegen und es mir unmöglich war zu halten was ich sollte. Das

klagte ich meiner Muhme, einer von Obern-weimar, die zeigte es an der Domina, die mir sagen ließ: Ich möchte mich von meinem Sinne abwenden, ich sollte und müßte eine Nonne seyn, sey's im Guten oder Bösen, ich sey nun eingesegnet, und hätte Gott durch Opferung meines Ringes ewige Reinheit versprochen und geschworen, und das könnte ich nicht widerrufen, könnte mich auch kein Papst noch Bischoff davon absolviren."

„Da antwortete ich: Warum sie mich nicht hätten zur Vernunft kommen lassen, daß ich hätte erkennen können, was zu thun sey, oder zu lassen? Darauf bekam ich keine Antwort als diese: Ich sey alt genug gewesen, und sollte und müßte bleiben. Da mußte ich mich gegen meinen Willen unter das Regiment begeben, und bin wider meinen Willen in der angenommenen Geistlichkeit gestanden. Welche Beschwerung mir davon täglich in meinem Gewissen erwachsen, gebe ich jedem frommen Christen zu ermessen. Doch stand ich in meinem Trübsal stets im Vertrauen und Hoffen zu Gott."

„Als nun die heilsame Zeit kam des göttlichen Trostes und sein Evangelium bekannt

wurde, ist auch mir die Schrift zuhanden gekommen, in der ich befand, worauf ein christlich-evangelisches Leben gegründet seyn müsse. Da ich nun wußte, daß ich bey der Domina als einer Verfolgerin evangelischer Wahrheit keinen Trost erlangen würde, habe ich an den hochgelahrten D. M. Luther geschrieben, habe ihm mein Gemüth zu erkennen gegeben und von ihm Trost, Hülfe und Rath begehrt. Dieses ist verrathen worden, und ich wurde ins Gefängniß gesetzt. Da saß ich vier Wochen lang in großer Kälte, und wurde gezwungen zu bekennen, was ich gegen meine Regel und meinen Orden gethan. Das mußte ich schriftlich von mir geben. Dem mußte ich vor dem versammelten Kapitel mich schuldig geben, und die Domina legte mich in den Bann. Ich mußte in meiner Zelle verschlossen sitzen, aber unter den Horis Canonicis *) vor dem Chore knieen bis zu der Collekte, da mußte ich mich niederwerfen zur Erde; und wenn die Versammlung in oder aus dem Chore ging, mußten alle über mich gehen. Das geschah drei

*) Canonicae horae, Siebengezeit. Tägliche sieben Betstunden in den Klöstern.

Tage lang. Dann setzten sie mich, wie sie es heißen, in den kleinen Bann, da mußte ich mit zu Chore gehen. Aber so oft die Versammlung aus oder einging, mußte ich mich niederwerfen und sie lassen über mich gehen. Bei dem Essen mußte ich mit einem Strohkränzlein zu den Füßen der Priorin sitzen, drei Tage lang."

„Indessen mußte ich fünf Personen erwählen, die meine Bürgen sollten werden, und mußte schwören, weder mit Worten, noch Werken, noch Schriften irgend etwas mehr zu thun, mich der Geistlichkeit zu entziehen. Das that ich, und gab gute Worte, so gut ich konnte, aber es war weder mein Herz noch mein Gemüth dabei. Da kam ich der Buße los, erhielt aber eine Wächterin, die mußte Tag und Nacht auf mich Acht haben, und mußte bei mir sitzen, stehen, schlafen, gehen. Auch sagte mir die Domina im Kapitel, ich möchte mich nun in Demuth wie eine Gefangene halten, der man nun nicht mehr trauen und glauben werde. Auch sollte ich sieben Mitwochen und sieben Freitage mich von zehn Personen lassen disciplinirен."

*) Mit der Peitsche, Geißel, oder mit Ruthen hauen.

„Da kam mir's hart in mein Gemüth, an meinen lieben Vetter Kaspar von Watzdorf zu schreiben, der ein Liebhaber war evangelischer Wahrheit, und ihm meine Noth zu klagen. Das that ich auch, und gab das Brieflein zu bestellen unserm Klosterdiener, der es verrieth an die Domina. Wie schändlich, schmählich, höhnisch und lästerlich ich da von Ihr und andern ausgerichtet wurde, davon ist nicht vor frommen Leuten zu reden, oder zu schreiben. Ich wurde durch sie und viel andere Personen durchgestäupt, daß keine mehr zu schlagen vermochte."

„Dann setzten sie mich wieder in den Kerker, und legten um die Beine mir Eisen. Und ich mußte da acht Tage lang bleiben. Um das Christfest wurde ich losgelassen, mußte mit zum Chore gehen, und allen zu Spott bei den Schulkindern stehen. Des Tages war ich in die Zelle verschlossen, und durfte kein Wort reden. Bei mir aber war eine Wächterin, die alles wahrnahm, was ich that. So sollte es bleiben, so lange ich lebte."

„Aber Gott schickte es, daß eines Tages meine Wächterin mich verließ, und meine Zelle unverschlossen blieb, und so entkam ich, als

meine Mitschwestern auf ihren Zellen und auf dem Schlafhause waren, gegen Sonnenuntergang."

„Ich habe, als ich aus dem Kloster gegangen, mein bestes Röcklein, eine Schaube, auch etliche Schleierlein, damit ich mich bedecken könnte, mit mir genommen, dagegen hat die Domina meine Kleider, die viel besser waren, alle genommen und behalten."

„So bin ich verursachet worden, zu Rettung meiner Ehre diese Schrift ausgehen zu lassen, hätte auch wohl noch mehr sagen können, will's aber nicht thun, dieweil's mein Christus verbeut. Der allmächtige Gott verleihe meiner Feindin Erleuchtung und Gnade. Und ich bitte in hoher Demuth, man wolle meine Unschuld beherzigen. rc. rc."

Luther hat diese Schrift mit einer sehr kräftigen Vorrede, in seiner verehrlichen Art, begleitet, aus welcher ich nur Eine Stelle mittheilen will:

„Hilf Gott! ist denn uns gar nicht zu sagen? Haben wir denn nicht Sinne noch Ohren? Ich sage abermal, Gott will nicht gezwungenen Dienst haben; ich sag's zum drittenmal, ich sag's hundert tausendmal: Gott

will keinen gezwungenen Dienst haben. Was macht ihr doch, ihr Fürsten und Herren, daß ihr die Leute zu Gott treibet, ohne ihren Willen und Dank? Ist's doch nicht euer Amt, es zu thun. Zu äußerlicher Frömmigkeit sollt ihr treiben, sollt lassen Gelübd Gelübd seyn, und Gebot seyn Gebot. Es spricht Niemand: Kommt zu mir, es ziehe ihn denn nicht der Vater. Ist das nicht klar genug? Lieber Herr Gott! Was will der arme Wurm sich unterstehen? u. s. w."

Es ist mir nicht möglich gewesen, spätere Nachrichten von Florentinen aufzutreiben. Sehr wahrscheinlich, da die Reformationsgeschichtschreiber nicht weiter von ihr sprechen, hat sie in stiller Einsamkeit und Erbauung ihre Tage verlebt, und sich ihres Glaubens mit ihren Brüdern und Schwestern gefreut.

Sidonia von Borke.

Man hat nicht von dem Aussterben des Herzoglichen Hauses Pommern gesprochen, ohne nicht auch von dem schönen Fräulein Sidonia von Borke zu sprechen.

Mit Reiz und Schönheit geschmückt, beredt und klug, verlebte sie, gleich einer arkadischen Schäferin, in romantischen Träumen ihre Jugend auf dem Lande. In dieser Einsamkeit aber bemächtigte sich ihrer Seele eine gewisse Ichheit, ein Stolz, der sie weit über ihre Sfäre hinaushob. Obgleich in einem sehr alten, adelichen Geschlechte geboren, genügte ihr das doch nicht; mehr wollte sie seyn als Edelfrau, lieben wollte sie keinen Mann ihres Gleichen. Sie fühlte den Werth ihrer hohen Schönheit nur allzu sehr, und gab ihr Herz dem Schimmer, der über ihr war. Ein Prinz mußte es seyn, den sie ihrer Liebe würdigen konnte, und ein Prinz wurde es.

Mit eben der Selbstwilligkeit, mit welcher sie sich ihren stillen romantischen Fluren

entriß, trat sie in die laute Stadtwelt, ging an den Hof, und spielte, ihrem Plane getreu, ihre Rolle. Wie konnte ein Mann, auf den sie es anlegte, ihren Reizen widerstehen? wie den bezaubernden Eigenschaften ihres Geistes widerstreben? Sie ergriff und band, begünstiget von Geist und Leib, was sie ergreifen und binden wollte. Sie wollte es, der Erbprinz war gefesselt.

Er schmachtete in ihren Fesseln, erhielt günstige und gebieterische, drohende und schmeichelnde Blicke, wie es der Gebieterin gefiel. Er bat um ihre Liebe, um ihr Herz, er bat sie, das Glück seines Lebens zu machen. Sie antwortete:

„Es geziemt Euch nicht, so zu mir zu sprechen, und mir geziemt es nicht, es anzuhören.“

„Wie? Fräulein! was sagt Ihr? Habt Ihr nicht“ —

„Was habe ich?

„Eure sanften, gefälligen Blicke“ —

„Habt Ihr sie gefunden? Ihr habt sie aber falsch erklärt.“

„Wie? Falsch erklärt? Was meint Ihr damit?“

„Ihr werdet mir doch wohl zugestehen, daß ich wissen kann, was ich mir selbst, auch was ich Euch schuldig bin? Mein Geschlecht ist edel. Mit Makel kann ich nicht lieben. Ja, wenn ich es auch könnte, ich würde es nie gestehen. Meine Liebe, mein Herz, kann ich nur meinem Gemale geben. Könnt Ihr das werden?"

„Ich kann es."

„Dürft Ihr es?"

„Ich will es."

„Liebt Ihr mich wirklich, so zeigt es, gebt Beweise. — Ich muß, — ich gestehe es Euch, — und ich sollte es nicht thun, aber — ich muß mir es zuweilen selbst vorwerfen, daß ich —"

„Daß Ihr mir gewogen seyd?"

„Prinz!"

„Daß Ihr mich liebt?"

„Ach!"

„Ist dem so? — Sagt Ja, schöne Sidonia! edles Fräulein, sagt Ja, und macht mich glücklich."

„Ach! und wenn ich auch wollte. Prinz! wir dürfen uns nicht lieben. Eure Eltern — Wir müssen uns nicht mehr sehen. Ich will

zurückkehren zu meinen stillen Fluren, will in meinen lieben schattigten Hainen umherwandeln, will mich meinen Fantasien überlassen, und — ach! ich werde doch zuweilen an Euch denken müssen."

„Sidonia!"

„Und wenn ich höre —"

„Du darfst nicht von hier gehen!"

„Wenn ich höre, daß Ihr eine glückliche Gattin heimgeführt habt, —"

„Sidonia! Ich bitte dich: nicht so, nicht so!"

„Wie anders? Wird es doch so kommen, so seyn müssen. — Beruhiget Euch, Prinz! Es wird, es kann nicht anders seyn."

„Es soll aber anders seyn!"

Sidonia lächelte, blickte freundlich ihm in die Augen, legte ihre Hand auf die seinige, und seufzte:

„Ach Prinz! Wir hätten uns nie sehen, wenigstens, nicht erklären sollen. Wozu kann dieß führen? Ich werde unruhig werden, und Ihr werdet nicht glücklich seyn. — Damit wir also uns nicht weiter quälen, so — lebt wohl!"

Sie verließ ihn schnell, achtete sein Nachrufen nicht, eilte in ihre Wohnung, bestieg ihr Roß, und ritt auf's Land zurück. — Dieser Schritt war sehr berechnet. — Der Prinz mußte ihr nachfolgen. — Sie ließ sich nicht sehen. Ein Ungefähr entdeckte sie ihm. —

Sie lag an einer Quelle, unter einer hundertjährigen Eiche, ihren Kopf auf den Arm gestützt, schauend in den silberreinen Spiegel, der ihr Bild ihr zurück gab. Der Prinz nahte sich ihr still und langsam, und trat hinter einen Baum, sie zu beobachten. Sie erhob sich, ergriff die Laute, spielte und sang:

O! mein Herz, was soll das geben?
Was empört dich so in mir?
Dieses Klopfen, dieses Beben!
O! mein Herz, was fehlet dir?

Sie legte die Laute neben sich nieder, seufzte, ergriff sie wieder, und sang weiter:

Hast du denn an nichts mehr Freude?
Lacht dir nicht mehr diese Flur?
Wirst dem Kummer du zur Beute
In dem Schooße der Natur?

Grünen nicht mehr diese Fluren?
duften diese Blumen nicht?

Findest du die alten Spuren
der gewohnten Freude nicht?

Sind die Vöglein fortgeflogen,
die mein Ohr so sanft ergötzt?
Bleib' ich nicht mehr dem gewogen,
was mich sonst so süß geletzt?

Rauscht nicht diese Silberquelle
rieselnd über Kiesel hin,
immer noch so sanft, so helle,
wie mein jugendlicher Sinn?

Alles ist noch, wie's gewesen,
nur mein Herz ist nicht mehr hier.
Nicht mehr bring' ich ganz mein Wesen,
liebe Blumenmatte, dir.

Denn mein Herz ist dort geblieben,
wo ich, was ich liebte, floh.
Ach! ich muß, ich muß es lieben,
sey es nun auch irgendwo.

„Hier ist es!" rief der Prinz aus, indem er hinter dem Baume hervortrat."

Betroffen sprang Sidonia auf, und fragte: „Ist es fein, zu lauschen?"

„Es ist süß, sein Glück zu vernehmen; sey es auch lauschend."

„Und wenn Ihr auch gehört habt, was mich unzufrieden macht, kann es Euch glück-

lich machen? kann es mir Zufriedenheit geben? Laßt mit meinem Kummer mich allein, in meiner Einsamkeit. — Ach! was habe ich Euch gethan, daß Ihr mich verfolgt?"

„O Sidonia! Ich muß, ich muß dir folgen, wohin du auch gehst."

„Das könnt, das dürft Ihr nicht, Prinz! Weder Eure Eltern noch Eure Braut werden es Euch erlauben.

„Meine Braut? — Meine Braut? — Deine Hand, Sidonia! Du sollst sie kennen lernen."

„Wie? — Ihr wolltet?"

„Ich will."

„Ich wär —"

„Du, du bist meine Braut! Meine Gattin zu werden, folge mir."

„Wohin?"

„Zu jener Kirche."

„Wie?"

„Der Priester soll sie öffnen; ich befehle es. Er soll den Segen über uns sprechen, und soll Dich mir geben, Dich, ohne die ich nicht leben kann, ohne deren Besitz ich sterben werde."

„Prinz! Wie könnt Ihr mich so leichtsinnig glauben? Ihr verkennt mich. — Der

Prinz soll nicht unglücklich werden, und ich will es auch nicht seyn.“

„Unglücklich? Mit mir? — Unglücklich?“

„Unglücklich, und verfolgt. — Wenn nicht Eure Eltern neben uns stehen, folge ich Euch zu keinem Traualtare.“

„O Sidonia! Wie grausam bist Du!“

„Ich bin nur vernünftig.“

„Du liebst nicht.“

„Das kann seyn;“ — antwortete Sidonia, wendete sich von ihm, und verhüllte ihr Gesicht in ihr Tüchlein. Der Prinz hörte sie schluchzen. Außer sich schlang er seine Arme um sie, drückte sie fest an sich, und rief aus:

„Du bist mein! Du bist mein! Ich bin dein, auf ewig!“

Sidonia fühlte ihr Gesicht an dem seinigen glühen, machte muthig sich von ihm los, trat ihm entgegen und sagte:

„Wißt Ihr die Thränen der Tugend nicht besser zu ehren?“

„Sidonia!“

„Wie konntet Ihr vergessen, was ich bin? Prinz! mein Herz verzeiht Euch, aber zum letzten Male. So gewagte Spiele spiele ich

nicht. Ihr kommt mit Euers Vaters Einwilligung, oder nie wieder zu mir. — Liebt Ihr mich wirklich, so müßt Ihr mich auch achten, und das könntet, das dürftet Ihr nicht, sprach, handelte ich anders, als jetzt. — Laßt mich in meiner Einsamkeit, oder Ihr nöthiget mich, mich in ein fernes Land, oder in ein Kloster zu begeben."

„Würdest Du glücklich seyn im Kloster?"

„Nein."

„Aber doch mit mir!"

„Prinz! — Ihr wißt, wie ich denke. Ehrt meine Tugend und meine Liebe. — Ich will im Kloster für Euch, Eure Gemalin, für Eure Kinder beten, und — — O! verlaßt mich, guter Prinz!"

„Ich kann nicht!"

„Ich muß es. — Lebt wohl!"

„Sidonia! mit diesem Ringe vermähle ich Dich mir in Liebe, mich Dir in Hoffnung. Jetzt lebe wohl, weil Du mich scheiden heißest. Du sollst von mir hören."

„Prinz!"

„Sidonia?"

„Ich kann, ich darf diesen Ring nicht tragen."

„Du darfst, und sollst ihn tragen. Du wirst meine Gemalin.“

„O mein Prinz!“

Sie sank in seine Arme. Er faßte auf die schöne Last, und drückte sie an sein Herz. Zitternd berührten seine Lippen ihren halbgeöffneten Mund. Mit ihrem süßen Athem flog ihre Seele in die seinige über. Er drückte mit einem Kusse die geöffneten Lippen zu, mochte nicht die seinigen diesen süßen Magneten entziehen, blickte in ihre schönen, schwärmerischen Augen, und konnte nur ausrufen: „O Sidonia!“ Sie aber lispelte ihm zu: „Prinz! haltet Wort!“ — Er schwur es ihr zu.

Es trat ein Jäger herbei. Sie trennten sich. Lange sah der Prinz der Scheidenden nach, und kehrte seufzend in die Stadt zurück. Er wollte, und hatte nicht den Muth mit seinen Eltern von dem zu sprechen, was er wünschte. Daher vertraute er sich seinem Erzieher, dem Hofprediger an. Dieser rieth ihm ab, und wollte mit der Sache sich nicht befassen. Der Prinz wußte nicht was er thun, wie er es anfangen sollte, sein Anliegen vor seine Eltern zu bringen. Das Gerücht sorgte dafür. Sie erfuhren alles.

Der Herzog sagte seinem Sohne, was er gehört habe, und setzte gelassen hinzu:

„Da es, wie es scheint, deine Jahre so haben wollen, so sollst du ein Weib haben. Dieses werde ich dir selbst suchen. Nur einer Prinzessin kannst du deine Hand reichen, und den Umgang mit Sidonien mußt du aufgeben. Denn ist er edel, so führt er euch in's Verderben, ist er schlecht, so taugt er nichts. Du weißt nun meinen väterlichen Willen, und wirst dich nach demselben richten."

Der Prinz war wie vom Schlage gerührt; wagte es nicht, zu widersprechen, oder Sidonien wissen zu lassen, welche Weisung er erhalten hatte. Er ging auf ein Lustschloß, und überließ sich den traurigsten Betrachtungen. Indessen sendete sein Vater Botschafter aus, und ließ eine Prinzessin für ihn suchen, der er seine Hand reichen sollte.

Dies konnte nicht verschwiegen bleiben. Auch Sidonia erfuhr es. Sie rechnete auf Widerspenstigkeit von Seiten ihres Geliebten, und verrechnete sich. Endlich sendete sie einen Boten an ihn ab, mit einem Brieflein, und erhielt auf alle ihre zärtlichen Klagen, Besorgnisse und Erkundigungen, die Antwort:

„Liebe Sidonia! Gott hat geboten den „Eltern gehorsam zu seyn. Vergiß mich, und „wähle dir einen guten Mann, der verdient, „von dir geliebt zu werden.“

Sidonia bat ihn in einem zweiten Briefe, ihr Gelegenheit zu geben, ihn nur noch einmal sprechen zu können, da sie ihm etwas zu entdecken habe. Sie bat so freundlich und dringend, daß der Prinz nicht widerstehen konnte. Er versprach es ihr, und kam an die Quelle, unter den Eichenbaum', wo er ihr ewige Liebe schwur, wohin Sidonia ihn zu kommen gebeten hatte.

Er nahete sich dem Fräulein nicht ohne die sichtbarste Verlegenheit, sprachlos, mit einem tiefen Seufzer. Sie ergriff seine Hand, und sprach:

„Nun, Prinz! ist es nicht so gekommen, wie ich es euch sagte? — Ich wußte wohl, daß es nicht anders seyn konnte, dennoch aber hat Eure so plötzliche Nachgiebigkeit mich nicht wenig überrascht. Etwas Widerstand hätte ich doch vermuthet. — Doch, ich will Euch keine Vorwürfe machen. Ihr seyd ein gehorsamer Sohn, und die Liebe zu Euren Eltern ist älter, als die zu mir; die jüngere muß wei-

chen. Ich vergesse was Ihr versprochen habt, und gebe Euch frei. Hier habt Ihr Euern Ring zurück. Er würde nur allzulebhaft mich an Hoffnungen erinnern, die ich nicht hätte hegen sollen, die ich auch nicht hegen wollte, die Ihr mir aber aufgedrungen habt. Es wird etwas schwer halten, mich derselben zu entschlagen, aber es muß nun einmal seyn, und die Nothwendigkeit ist eine mächtige Gebieterin. — Somit nun sind wir geschieden. Ihr geht zum Traualtar, ich gehe in's Kloster. Meine Liebe kann nun keinem wieder werden. Wahre Liebe liebt nur einmal. Sie wird vergeben, und kann nie zurückgenommen werden. Deshalb werdet Ihr auch Eurer Gemalin Eure Hand geben, aber Euer Herz, Eure Liebe, wird sie nie erhalten, das weiß ich."

Der Prinz stand, einer Bildsäule gleich, ohne Sprache, ihr gegenüber. Er trocknete den Schweiß sich von der Stirn. Es war ein heißer, schwüler Tag. — Sidonia ergriff einen Becher, schöpfte Wasser aus der Quelle, und goß ein wenig Wein hinzu. Sie reichte den Trank dem Prinzen freundlich, und er trank, und leerte den Becher. Dann sprach sie:

„Ziehet hin, und lebet nun, so gut Ihr könnt, mit der Euch zugeführten Gattin. Ihr habt gebrochen Euer Wort; kinderlos werdet Ihr sterben, wie ich. Gott sey mit uns!“

Sie eilte in den nahen Hain. Der betroffene Prinz warf sich auf's Pferd, und jagte der Stadt zu.

Bald darauf wurde er verheurathet, und Sidonia ging als Stiftsfräulein in das Kloster Marienfließ. Hier lebte sie bis in ihr achtzigstes Jahr als sie in Untersuchung wegen des Verdachts der Zauberei kam. Kinderlos war der Prinz vor ihr gestorben.

Eine Zigeunerin, Wolde genannt, hatte sich Sidoniens Vertrauen bemächtiget, war ihre Kundschafterin, Vertraute, und wahrsagte ihr, so wie andern, die den Schleier der Zukunft zu heben wünschten. Sie ging bei ihr auf die vertrauteste Art aus und ein, wurde ihr unentbehrlich, und war sehr zufrieden mit ihr.

Destoweniger waren es ihre Mitschwestern. Jünger als sie, voll Lust und Lebensfreude, und ohne ängstliche Bekümmernisse, suchten sie ihr Leben zu genießen, was der grämlichen Sidonia jetzt ein Greuel war. Sie mischte

sich in ihre Angelegenheiten, es kamen Verhetzungen, Zänkereien, und laute Klagen wurden am Herzoglichen Hoflager geführt. Gewöhnlich siegte Sidonia, geübter in Rechtshändeln als ihre Mitschwestern, und die Erbitterung wurde immer stärker. Endlich wurde ihr mit Ausstoßung aus dem Kloster gedroht, was für sie ein wahres Glück gewesen wär, denn wahrscheinlich wär sie dadurch dem Tode entgangen.

Sie hatte ohne Anstand den Rang über die Aebtissin genommen, und bezog das Reventer, in welches ohne ihre Erlaubniß kein Mensch eingelassen wurde. Da sagten ihre Feindinnen: sie hat den Teufel bei sich, und kann ihn nicht sehen lassen. Sie aber sah sie alle mit Verachtung an, nennte sie Handwerksmägde, sich aber ein Schloßgesessenes Fräulein. Uebrigens hatte sie allen ihren Mitschwestern Spottnamen beigelegt, und gab allen Handlungen derselben schlimme Ausdeutungen. Die Klagen und Angaben hörten nicht auf, das Bestrafen wollte kein Ende nehmen, und das Uebel wurde stets ärger. „Ha! — schrieen Sidoniens Mitschwestern; — die alte Hexe soll uns nicht länger quälen. Sie hat den

Teufel; sie ist eine Zauberin, sie muß auf den Scheiterhaufen." — Ihr Urtheil war gesprochen. Die Welt hatte sie schon längst im Verdachte, ihre Mitschwestern haßten sie mehr noch als ihre Sünden; sie mußte aus der Welt. Ihr Stolz war unerträglich, die fürstlichen Hofbedienten nannte sie Hallunken, Lumpenhunde, Schreibeknechte ꝛc. fing mit ihrem eigenen Vetter Jost von Borke Händel an, beschuldigte ihn mancherlei Veruntreuungen, klagte den Hauptmann zu Marienfließ Eggert Sparling des Betrugs an seiner Herrschaft an; sie mußte sterben, denn diese beide waren, unglaublich ist's, anfangs die Inquisitoren, Beisitzer des Criminalgerichts, gegen sie, und ihre Feindinnen die Zeugen vor denselben. Noch auffallender ist es, daß dies geschah, als eben Sidonia einen Prozeß gegen Josten von Borke erhoben hatte, der die Bauernhöfe an sich zog, die Sidonien zu ihrem Unterhalte verschrieben waren.

Die Hexenprozesse waren damals in Pommern eben recht im Gange, und Sidonia war so unklug, nicht allein darüber öffentlich zu sprechen, die Schlachtopfer zu beklagen, sondern sogar jeder Hexe, die zum Schei-

terhaufen verurtheilt wurde, ein Todtenhemde zuzusenden. Das mußte Verdacht gegen sie erregen. Wer so viel Antheil an Hexen nimmt, hies es, muß zu ihrer Gesellschaft gehören; Sidonia selbst ist eine Unholdin, wie diese.

Zuerst wurde die Zigeunerin, Frau Wolde eingezogen. Sie leugnete, eine Hexe zu seyn, wurde aber auf die Folter gespannt, bekannte was man hören wollte, beschuldigte Sidonien der Mithexerei, und sagte, daß sie einen Teufel habe, der Chim heiße.

Sidonia wurde vor's Gericht gefordert. Sie weigerte sich zu kommen, „weil sie ihren Feind Jost von Borke nicht vor Augen sehen könnte," mußte aber dennoch erscheinen. Er trat mit Entschuldigungen gegen sie auf, sie aber antwortete ihm ganz freimüthig: „Er habe alle Banden der Blutsfreundschaft zerrissen, habe ihres Vaters Güter an sich gezogen, und gebe ihr die ihr gehörigen Alimenten nicht." Darauf erhielt sie keine Antwort. Der Fiskal legte ihr den Fürstlichen Befehl vor, das Verhör begann, und die Wolde wurde mit ihr confrontirt.

Diese sagte ihr in's Gesicht, sie wolle auf ihre Aussage leben und sterben. Eine solche

Kühnheit setzte Sidonien in Erstaunen. Die heftigsten Gemüthsbewegungen wechselten bei ihr ab. Sie schimpfte die Wolde, den Fiskal, ihren Vetter, und ging scheltend auf ihre Zelle zurück.

Der Prozeß war eingeleitet, und ging seinen Gang fort. Sidoniens Mitschwestern wurden verhört, sagten alle gegen sie aus, und machten sie der Hexerei äußerst verdächtig. Sogleich wurde sie nun fester genommen, erst bewacht, und dann, (d. 22 Nov. 1619) auf die Oederburg in's Gefängniß gebracht. Man untersuchte ihre Zelle, fand aber nichts Verdächtiges auf derselben, wohl aber auserlesene Gebetbücher.

Drei Wochen vorher war Frau Wolde als Hexe verbrannt. Ihr Bekenntniß auf Sidonien als Mithexe, blieb, wie sie es schon abgelegt hatte.

Gegen Sidonien wurden allerlei Klagen angebracht. Diesen sollte sie tod gehext, jene bezaubert, diesen krank, jenen lahm gemacht haben. Unter andern wurde ihr auch vorgeworfen, sie habe viel Freude bei dem Tode des Herzogs bezeigt.

Sie bat um einen Vertheidiger, den sie erhielt. Dr. Pauli ein geschickter Jurist, wur-

de ihr als Anwald zugeordnet. Er that auch sein Möglichstes, die Unschuldige den Klauen der Dummheit und Bosheit zu entreissen, aber es konnte ihm nicht gelingen die vorgefaßte Meinung kräftig genug zu bekämpfen, noch weniger das zu vernichten, was man erbaut hatte, Sidonien zum Tode zu bringen.

Die Akten wurden an den Schöppenstuhl zu Magdeburg gesendet, welcher Sidonien die Tortur zuerkannte. Die achtzigjährige Unglückliche wurde in die Marterkammer gebracht, entkleidet, auf die Folterbank gebracht — und sie sagte aus, was man ausgesagt haben wollte.

Es geschahen Vorbitten für sie, aber vergebens. Sie wünschte sich den Tod, und erhielt ihn. Im Herbst des Jahrs 1620 wurde sie vor dem Mühlenthore zu Stettin enthauptet, und ihr Körper verbrannt.

Noch befindet sich ihr Bildniß bei der Familie, welches ein Meisterstück von Schönheit zeigen soll. Im Journal von und für Deutschland, Jahrgang 1786, ist ein Kupferstich nach demselben geliefert, auf welchem, sonderbar genug, die Zigeunerin Wolde hinter Sidonien steht.

Rentsch sagt in seinem Brandenburgischen Cedernhaine (S. 115.): „Es waren noch 7 Pommerische Herzoge am Leben und 5 unter ihnen verehlichet. Allein Gott hat verhängt, daß die 2 jung, die 5 aber in unfruchtbaren Ehen verstorben. Man giebt in Pommern und der Mark beständig vor, es habe eine adeliche Jungfrau, Namens Sidonia von B(ork), allesamt bezaubert, und dieweil sie nun die Bezauberung nicht habe lösen können, habe man sie durch Urtheil und Recht hingerichtet; welche Tradition doch als wahr anzunehmen, man billiges Bedenken trägt.“ — Dieses Buch ist sechszig Jahre nach Sidoniens Hinrichtung gedruckt worden.

Anna Maria von Schurmann.

Anna Maria von Schurmann, dieses liebe, schöne, fromme, keusche weibliche Weltwunder, dieses Alpha der Jungfrauen, die zehnte Muse, Niederländische Minerva, und wie sonst noch die Poeten und Redner ihrer Zeit sie nannten, war zu Köln am 5. Nov. im J. 1607 geboren. Ihre Eltern, Friedrich von Schurmann und Eva von Harf, aus Niederländischen adelichen Familien, in der Religion der Reformirten erzogen, lebten von ihren Einkünften, still und anständig, mit der Erziehung ihrer Kinder sorgsam beschäftiget.

Geschickt in allerlei weiblichen und Handarbeiten zeichnete Maria sich sehr frühzeitig vor allen ihren Gespielinnen aus. Kaum sechs Jahr alt, schnitt sie mit der Schere nach eigener Fantasie Figuren und Blumen aus Papier, die ihr ungemein wohl gelangen. Im achten Jahre zeichnete und stickte sie Blumen, die werth waren gesehen zu werden. Bald darauf widmete sie sich der Vokal- und

Instrumental-Musik, der Malerei, der Kupferstecherkunst mit gleichem glücklichen Erfolge. Ihre Handschrift war in allen Sprachen bewunderswürdig schön, und mit einem geschliffenen Diamant zauberte sie vortreffliche Schildereien auf Glas. Sie bildete Portraits in Wachs, auch das ihrige selbst, zur Bewunderung schön; davon wollen wir, in aller Bescheidenheit, sie nachher selbst sprechen hören.

Eben so wie ihre Handarbeiten schön und erfreulich waren, war ihr Verstand ausgezeichnet groß und umfassend. Ganz ohne Mühe lernte und begriff sie die schwersten Sprachen, deren sie vierzehn verstand, darunter die Hebräische, Chaldäische, Syrische, Arabische, Aethiopische, Türkische, Griechische, und schrieb und sprach Lateinisch, Französisch, Italienisch gleich gut und geläufig. In der Philosophie, Geographie und Astronomie war sie wohl unterrichtet, und dem allen ungeachtet war sie ungemein bescheiden und demüthig. Ihr Herz hatte sich dem höchsten Wesen mit Inbrunst und Demuth ergeben, und da sie in allen Wissenschaften eine gewisse Unvollkommenheit fand, ergab sie sich der Gottesgelahrheit mit dem innigsten Eifer.

Ihr Vater führte seine Familie, dort dem Studiren obliegen zu können, nach Franecker, wo er aber im J. 1623 starb, und seine Wittwe ging mit ihren Kindern nach Utrecht, wo Maria so fleißig fortstudirte, daß ihr ganz den Wissenschaften geweihter Geist keinen anderen Eindrücken Raum gab. Daher schlug sie auch die Hand des, als Dichter berühmten Pensionairs von Holland, Caets, der in seinen Werken ihr ein Denkmal der reinsten Zärtlichkeit gestiftet hat, aus. Des Dichters Herz blieb ihr im Stillen, und als seine verehrte Muse hat sie ihn zu vielen schönen Gedichten begeistert.

Im Verborgenen, nur ihren Freunden bekannt würden ihre Verdienste und Kenntnisse geblieben seyn, hätte es an ihr gelegen, dieselben zur Schau zu stellen. Aber die gelehrten Zeitgenossen, ein Spanheim, Vossius, Rivet, Salmasius, Heinsius u. a. führten die gelehrte Jungfrau, ganz gegen ihren Willen, der gelehrten Welt zu, machten ihre Briefe bekannt, zeigten ihre ausserordentlichen Talente, und gaben ihren Kenntnissen einen allgemeinen Ruf.

Da konnte es nicht fehlen, die gepriesene, gelehrte Jungfrau kennen zu lernen, strömten die Bewunderer ihr zu. Wer durch Utrecht ging, mußte Marien gesprochen haben, ehe er die Stadt vergnügt verlassen konnte. Wie so manches Herz flog der gelehrten Schönen zu, die aber nur den Wissenschaften lebte, und so viel sie auch wußte, doch nie die Sprache und das Klopfen eines verliebten Herzens verstand. Der Cardinal Richelieu gab Marien aus der Entfernung Merkmale seiner Gewogenheit, Fürstinnen und Prinzessinnen besuchten, schätzten und liebten sie.

Wie hätte die Königin Christine *) fehlen können die bewunderte Gelehrte zu sehen, sie, die selbst sich so mancher Kenntnisse in den Wissenschaften rühmen konnte?

Sie besuchte Marien als sie durch Utrecht zog und unterhielt sich sehr freundlich mit ihr. Während dieser Unterhaltung formte sie das Bildniß der Königin aus Wachs in kurzer Zeit, zum Bewundern schön und getroffen.

*) Die Leser kennen diese Prinzessin und alle ihre Eigenheiten aus dem 2ten Theile dieses Pantheons.

Es waren einige Jesuiten mit der Königin gekommen, und das Gespräch nahm eine sehr gelehrte Wendung, mochte auch wohl sehr pikant mitunter geworden seyn, denn Maria kämpfte mit so vieler Ueberlegenheit gegen diese gelehrten und spitzfindigen Disputirer, daß ihnen der Angstschweiß über's Gesicht rann. In vollkommener Verlegenheit, der gelehrten Kämpferin und der lachenden Königin gegenüber, erklärte endlich einer dieser Herren: Ihre Gegnerin müsse einen Spiritum familiarem haben. Darauf erwiederte Maria ganz demüthig und bescheiden nur: „Ich habe freilich einen Spiritum, denn wie könnte ich sonst leben?"

Schade, daß kein Zeitgenosse diese Unterhaltung uns ganz aufbewahrt hat! Was hätten wir nicht alles der Art, damals und jetzt, dagegen geben können!

Um das Jahr 1650 erhielt ihr Leben und Weben eine neue, andere Richtung. Sie lebte, da ihre Mutter gestorben war, bei ihren Tanten, und da diese schwach und blind wurden, mußte sie sich der Haushaltung unterziehen, welches sie eben so erfahren that, als habe sie

dieses stets gethan. Ein Wink für ihre gelehrten Schwestern, besonders unserer Zeit!

Nach dem Tode der Tanten ging sie, 1653, nach Köln, und nach zwei Jahren auf's Land bei Utrecht, wo sie im Stillen sich und ihren gottseligen Betrachtungen lebte. Ein damals berühmter und sogenannter Schwärmer, Johann de la Badie, wußte ihre Bekanntschaft sich zu erwerben, und machte sie bald zu seiner Schülerin. Sie ging zu ihm nach Altona im Holsteinischen, lebte bei ihm, schrieb einen Traktat zur Vertheidigung seiner Lehre, und sah ihn 1674 sterben.

Hierauf begab sie sich nach Wiewerdan in Friesland, lebte still unter den Stillen, und starb d. 5. Mai 1678 daselbst, 72 Jahre alt.

So viele Bewunderer ihre Talente und Wissenschaften ihr erworben hatten, so viele Gegner erhielt sie, als sie der Sekte der Labadisten beitrat und sogar für die Glaubenslehren derselben die Feder ergriff. Einige derselben waren so prosaisch unhöflich, daß die poetischen Bewunderer ganz zu verstummen anfingen. Sie aber blieb sich immer gleich, still, ruhig, ihren Empfindungen getreu, ein

Geschöpf herrlicher und guter Natur. So lernen wir sie kennen in dem Buche, in welchem sie ihre Selbstgeständnisse niedergelegt, und uns den reinen Abdruck ihres Herzens und ihrer Seele aufbewahret hat: Eukleria, oder Erwählung des besten Theils; Traktat, worin ein kurzer Abriß ihres Lebens enthalten ist. Das Buch ist von der Verfasserin in Lateinischer Sprache geschrieben, von ihr mit dem Motto geziert worden: Eins ist Noth; Maria hat das beste Theil erwählt, und 1673 zu Altona gedruckt erschienen, als sie bei ihrem Freunde de la Badie lebte.

Aus diesem Werkchen, (dem Psychologen mehr werth, als ihre Aufsätze, Briefe und Verse in Griechischer, Hebräischer, Französischer, Spanischer rc. Sprache, die in ihren von ihrem Freunde Spanheim herausgegebenen Werken sich befinden,) in welchem eine wahre englische Reinheit, Unschuld, Wahrheit, Einfalt, Liebe und Demuth überall athmet, erzählt sie ohne alle Prätension, mit wahrem Gefühl und edler Innigkeit die Geschichte ihrer Kindheit und Jugend, spricht von dem, was sie

gelernt, gesehen, gehört hatte, erzählt ihre Verhältnisse mit den Gelehrten ihrer Zeit, (unter denen einige ihrer vormaligen Verehrer und Bewunderer jetzt zu ihren Gegnern getreten waren,) und spricht ihre Glaubensmeinung eben so rein und unverholen als sanft und innig aus.

Das Werkchen ist eine Art von Apologie der Verfasserin gegen die strengen Urtheile ihrer Gegner, selbst einiger ihrer ehemaligen und nun nichtmehrigen Freunde, deren Orthodoxie es übel nahm, daß eine ehemals von ihnen bewunderte Dame von so großen Gaben, in einem Alter, in welchem man ihr am meisten hätte Weisheit zutrauen sollen, der reformirten Christenheit ein so großes Aergerniß gab und eine Labadistin wurde, d. h. eine Person, welche sich zu einer kleinen Gemeine begab, welche das Christenthum und die wahren Christen sich so dachte, wie dieselben zu den Zeiten eines Johannes, Petrus ꝛc. gewesen waren. Maria glaubte, mit Wenigem zu sagen, überhaupt den Sinn und Geist ihres Herrn und Meisters besser verstanden zu haben und ihn selbst mehr zu lieben, als alle

Synoden und Ministerien zusammen genommen, und das konnte ihr von den Mitgliedern derselben nicht leicht vergeben werden.

Gesetzt, es waren Träume, welche sie von einer Gemeine hatte, „die des heil. Geistes voll war, ein Herz und eine Seele, Gott lobend mit einfältigem Herzen, mittheilend, einander alle gleich," (Apostelgesch. K. 2. u. 4.) wie konnte eine so alte Jungfrau unschädlichere haben?

Sie zeigt in ihrem Buche Eukleria, wie unvermerkt, und ohne ihr Zuthun, in ihrer Jugend es dahin gekommen sey, in der gelehrten Republik eine Art von Aufsehen zu erregen; wie aber ein inneres Sehnen nach dem, was der Seele allein wahren Genuß und alleinige Befriedigung geben kann, sie niemals habe ruhig werden lassen, bei allen Eitelkeiten damaliger Gelehrsamkeit, welche ihr Leben geschmückt hätten. Immer weiter sey sie, nach und nach, vor allen Schattenbildern des gelehrten Seyns zurückgewichen, und von Stufe zu Stufe zu dem Besitze des Gutes gelangt, welches der bessere Theil genannt zu werden verdiene. Dieses Gut nun hatte sie endlich

bei ihrer kleinen, (wie sie meinte,) apostolischen Gemeine gefunden, und suchte sich, preisend Gottes Güte, derselben würdig zu machen.

Einige Proben aus dem Büchlein Eukleria mögen die Leser so aufnehmen, wie sie gegeben werden. Maria spricht:

„Ich erinnere mich noch, daß ich als ein Kind von vier Jahren, mit meiner Kindermagd auf einem Spaziergange, an dem Rande eines Baches sas, als mir dieselbe manche Katechismus-Frage hersagen ließ, und daß ich bei den Worten: daß ich nicht mein, sondern meines getreuesten Heilandes eigen sey, eine solche herzliche Freude und ein so süßes liebliches Gefühl von der Liebe zu meinem HERRN empfand, daß alle folgende Jahre meines Lebens das lebendige Andenken an diesen Augenblick nicht auslöschen konnten.“

Eilf Jahr alt, kam ihr ein Martyrer-Buch in die Hände, und diese Lektüre erregte in ihr ein so großes Verlangen nach einer Martyrer-Krone, daß sie mit Vergnügen ihr junges Leben sogleich für dieselbe hingegeben haben würde.

Alle Verstellungen waren ihr verhaßt, und ein zweideutiges Benehmen konnte sie nicht ertragen. Sie schreibt:

„Durch mein ganzes Leben hindurch hatte ich ein herzliches Verlangen, aufrichtig, fromm und ohne Heuchelei zu leben. Aber ich kann dabei nicht unbemerkt lassen, daß damals es keiner Seele einfiel, das an mir zu loben, was das Beste an mir war."

Sie wurde auf dem Lande erzogen, und ohne daß es ihr Mühe kostete, konnte sie im dritten Jahre ihres Alters schon ganz fertig Deutsch lesen. Eben so früh entwickelte sich ihr Geschick zu weiblichen und andern Handarbeiten, wie wir wissen. Sie erinnert sich derselben, so wie ihrer Malerei, mit großem Vergnügen in ihrem 66sten Jahre, und bemerkt, daß sie, wenn sie Gegenstände der Natur gezeichnet habe, ihre Gedanken gewöhnlich bei dem Schöpfer derselben gewesen wären, daß sie aber dennoch zuweilen, so ganz erpicht auf die Arbeit, sich ganz in dieselbe mit Geist und Sinn verloren habe.

Sie spricht von drei Bildnissen, die sie, ohne jemands Hülfe oder Anweisung, nur mit

einem Taschenmesser aus Buxbaum geschnitten, wovon eins ihre Mutter, eins ihren Bruder, und das dritte sie selbst vorgestellt habe, welches letztere von dem berühmten Maler Hontshorst ganz ernstlich über 1000 Fl. geschätzt worden sey. Und nun fährt sie fort:

„Ich muß auch eines andern Bildnisses von mir selbst gedenken, welches ich, durch den Spiegel, aus Wachs verfertigte, das mir über dreißig Tage Arbeit kostete, da niemand da war, der in dieser Kunst mir Anweisung geben, etwas lehren oder darüber sagen konnte. Die Augen dieses Wachsbildes glichen, im Kleinen, den meinigen nicht nur sehr, sondern ich hatte denselben auch einen gar lebhaften Glanz und dem Augapfel eine gute Rundung gegeben, so daß, wenn man die Kapsel schnell drehte, es schien, als ob die Augen von selbst sich bewegten. Die wächsernen Haare hatte ich so fein bearbeitet, daß sie nur mit ihren subtilsten Spitzen im Kopfe staken, wie natürliche Haare aussahen und in freien Locken denselben umwallten. Mit großem Fleiße hatte ich die Augenwimpern gemacht, und die Perlen um den Hals waren

mir so natürlich gerathen, daß kein Mensch dieselben für wächserne halten wollte, bis ich einmal, auf Verlangen einer Gräfin von Nassau, die eine derselben mit einer Nadel durchstach. — Was aber hatte ich dessen für Frucht? als diese, daß ich mit Verlust meiner kostbaren Zeit mir die Reue selbst erkaufte, denn eine meiner Tanten ließ das mühsam gefertigte Bildniß, da sie es recht genau besehen wollte, einst fallen, und es zerbrach."

Man denke sich Mariens Schrecken! Und dennoch verlor ihre Tante dadurch nichts von ihrer Liebe. Man lerne Mariens vortreffliches Herz besser kennen, als ihre Gegner es kannten.

„Ich hatte, fährt sie fort, Verse unter das Bild gesetzt, in welchen ich es von zerbrechlichem Stoffe geformt nannte, aber das dachte ich mir doch nicht, daß es so bald zerbrechen sollte, und es machte der Zufall mich mismuthig. Späterhin kam es mir lächerlich vor, an etwas mein Herz gehängt zu haben, das nur ein Schatten von mir war; ich selbst nur, wie der Dichter (Euripides)

sagt: der Traum eines Schattens, oder ein Schatten im Traume."

Ganz leicht geht sie nun ab, hört auf von ihrer Geschicklichkeit zu sprechen, und eben so schwärmerisch als charakteristisch enthüllt sie die Gedanken ihrer reinen Seele.

„Ich übergehe andere Dinge dieser Art, denn ich verlor das Andenken daran und die Neigung dazu, da das göttliche Bild des Lebens Jesu meiner Seele sich enthüllte, und da ich von diesem Augenblicke an kein anderes als dieses würdig der Nachbildung achtete, und es dennoch nicht immer hell genug und lebendig in meinem Gemüthe erhalten konnte. Ich wollte eine möglichst vollkommene Abbildung desselben, mir und andern nützlich, schriftlich entwerfen, aber wie war das möglich, mir selbst genug zu thun? Nur zu oft wurden meine Augen durch den Glanz des göttlichen Gegenstandes geblendet, und immer kam es mir vor, ich male die Sonne nur mit Kohle. Ich fand also, das Leben der Christen sey das beste Bild des Lebens Christi, aber wie selten zu finden in unsern

Zeiten! *) Da ich nun nachher dessen lebhafte Züge an unserm Hirten (de la Badie) wahrnahm, glaubte ich, gegen dieses lebendige Bild alle Werke todter Kunst vertauschen zu müssen. — Wahrlich, wir würden alle Kunstgemälde wenig achten, wenn wir in allen Geschöpfen, denen ihr Urheber etwas von seinem Bilde eingedrückt hat, nach dem bekannten Verse:

und jedes Grdschen zeigt uns Gottes Gegenwart,

Ihn selbst mit Geistesaugen sähen, und mit wahrem Gottessinn als gegenwärtig schmeckten und fühlten."

So sprach und handelte die Jungfrau, die den Lesern hier vorgeführt worden ist, deren Selbstgeständnisse der Abdruck einer reinen Seele sind, die die Anticipation eines zukünftigen Standes ergriffen hat und festhält.

Aus dem Allen haben wir die gute Maria, die das bessere Theil erwählt hat, genauer kennen lernen, als mehrere ihrer Biographen

*) Was würde die gute Maria anderthalb hundert Jahre später gesagt haben!

sie vielleicht kannten, denen die Eukleria nur ein Büchertitel blieb, und bemerken nur noch, daß sie eine allgemeine Bekehrung der Juden hoffte, und gern Spinnen aß.

Ihr Bildniß ist nach einem Kupferstiche in ihres Verehrers, Caets, Werken gegeben worden, zu welchem sie selbst die Original-Zeichnung verfertiget hatte.

Johanna Eleonore Petersen,

geborne von und zu Merlau.

Da die Dame, welche wir jetzt vorzuführen das Vergnügen haben, mit aller ihrem Geschlechte eigenen Bescheidenheit und Umständlichkeit ihr Leben selbst beschrieben hat *), so ist es billig, daß wir sie auch selbst, (wiewohl in etwas mehr Kürze, als sie es thun wollte und konnte,) ihre Geschichte erzählen lassen, über ihre Schicksale, Meinungen und Ueberzeugungen sie so sprechen hören, wie sie darüber gehört seyn wollte, und dann das nachholen, was andere davon und über die Selbstbiographie zu sagen hatten, sagen wollten, und schrieben. — Sie rede also:

„Ich habe viele Lästerungen, Schmähungen und Unwahrheiten von mir sagen hören und über mich ergehen lassen müssen, man

*) Welches, gedruckt auf Kosten guter Freunde, (so wie ihres Mannes Leben,) erschien im J. 1718, und so begierig gelesen wurde, daß 1719 schon die zweite Auflage erschien. Die Portraits sind in beiden Auflagen befindlich.

hat dem, was ich sagte und that, einen bösen Schein gegeben, aber mich dennoch nicht vom Wege des Glaubens abführen können. Man hat mich eine Irrsinnige, eine Ketzerin genannt, und wer weiß mit welchen Namen mich noch belegt, aber ich bin still geblieben, habe Gott mein Leid geklagt, und mich der Verfolgungen wegen um seinetwillen getröstet mit und aus seinem Worte. Ich wurde zufrieden, mich geschmähet zu sehen um seines Namens willen, und tröstete mich mit Pauli Ausspruche: Alle, die gottselig leben wollen in Jesu Christo, müssen Verfolgungen leiden."

„Der Krieg hatte meine Eltern in die Stadt Frankfurt getrieben, der Friede wollte den Geflüchteten lächeln, und wir zogen wieder auf's Land, auf das Gut Philipseck bei Hettersheim. Ich war damals vier Jahr alt. Da kam die Nachricht, feindliche Reiter zögen plündernd und verwüstend einher. Meine Mutter nahm uns drei Kinder, wovon das älteste sieben Jahr alt war und das jüngste noch an ihrer Brust lag, und ging mit uns zu Fuße davon, um Frankfurt zu erreichen, da jeder zu flüchten und sein Bestes, so gut er konnte, zu bergen trachtete. Wir waren

großer Gefahr, der wir jedoch glücklich entgingen, denn um und neben uns wütheten die Plünderer."

„Als ich sechs Jahr alt war, begegnete einer gewissen adelichen Jungfrau ein Unglück, wovon die Nachricht einen sehr tiefen Eindruck auf mich machte, den ich nie vergessen kann. Ich bat Gott, mich zu beschützen, und er hat mir ein keusches Herz gegeben und erhalten, wofür ich ihm danke. Meine Gegner sagen es zwar anders von mir, aber sie sind Lügner und Verleumder, denen meine Tugend zu hoch ist und meine Unschuld zu rein entgegen strahlt."

„Meine liebe Mutter starb, als ich neun Jahr alt war. Mein Vater, der nicht auf dem Gute bei uns, sondern am Hofe lebte, nahm eine Schulmeisters-Wittwe auf dasselbe zu unserer Erziehung, die ihre eigenen Kinder auch mitbrachte, denen sie alles gab, was sie uns nur entziehen konnte. Sie war sehr bösartig, ließ Leute als Gespenster verkleiden, die uns in Furcht und Schrecken setzten, im Hause umhergingen, Kisten und Schränke erbrachen, und daraus nahmen, was ihnen beliebte. Wir aber saßen schwitzend vor Angst

und betend hinter'm Ofen und getraueten uns kein Wort zu sagen, oder bei dem Vater zu klagen, der sehr hart gegen uns war. Aber einem Herrn von Praunheim, (meinem nachherigen Schwager,) wagten wir es unser Leid zu klagen. Der versprach uns Hülfe, versteckte sich, sprang mit dem Degen hervor, als die vermeinten Geister kamen, und erkannte gute Freunde der Frau Schulmeisterin aus dem Dorfe. Seit der Zeit kamen die ungebetenen Gäste nicht wieder, und mein Vater schickte die Schulmeisterin fort."

„An ihre Stelle kam eine Kapitains-Frau, die meinem Vater als Haushälterin vorgeschlagen worden war, und man glaubte uns wohl besorgt und berathen. Aber die Kapitainin war eine unchristliche Frau, die ihre Soldatenstückchen nicht vergessen konnte, und uns schlimm behandelte; worüber ich einst einen Fall that, der mir das Leben hätte kosten können."

„Als ich eilf Jahr alt war, kam meine Schwester nach Stuttgart zu meines Vaters Bruder, und ich mußte die Haushaltung über mich nehmen, und Rechnung thun von allem, was mir sehr schwer fiel, zumal da mein

Vater sehr heftig und hart war, und oft Sachen von mir forderte, von denen ich in meinen Jahren und bei meiner Erziehung gar nichts wissen konnte. Er strafte mich oft gar hart, wenn ich auch noch so unschuldig war, und brachte mich dadurch in solche Furcht, daß ich zusammenfuhr, wenn ich nur eine Stimme hörte, die der meines Vaters ähnlich war. Ich seufzte im Stillen, betete, sang ein geistliches Lied, tröstete mich, und wurde wieder ruhig."

„In meinem zwölften Jahre wurde ich nach Hofe gethan, zu der Gräfin von Salm-Redelsheim, die zuweilen nicht recht bei sich war. Diese sah mich, wenn sie außer sich kam, oft für ihren Hund an, trat und schlug mich, wollte mich auch einmal, als wir auf dem Kahne fuhren, in's Wasser stürzen, was ihr aber nicht gelang. — Da mein Vater mich in solcher Gefahr sah, nahm er mich von der Gräfin, und ich kam, als ich funfzehn Jahr alt war, zu der Herzogin nach Holstein-Sonderburg, einer gebornen Landgräfin von Hessen. Dieser Fürstin Tochter wurde an einen Grafen von Zinzendorf verheirathet, und zu ihr kam ich nebst noch einer von Stein-

ling, die dreißig Jahr alt war, als Hof=jungfer."

„Die Reise ging nach Linz, wo das Bei=lager seyn sollte. Da fuhren wir auf der Donau gar schön und lustig dahin unter Trom=peten= und Paukenschall, unter Musik und Gesang. Zu Linz aber wurde das Beilager auf dem Kaiserlichen Schlosse sehr prächtig gefeiert."

„Bald darauf aber erklärte der Graf, er könne nicht mehr als Ein Kammerfräulein an seine Tafel nehmen, die andere müßte mit der Hofmeisterin speisen. Das wollte der Her=zog nicht, sagte, ich sey von gutem, alten Adel, sey seiner Gemalin Taufpathe, und er könne mich nicht unter die Bürgerlichen mischen las=sen. Da diese Einwendungen nichts helfen wollten, nahm er mich wieder mit sich. Mir war es damals nicht recht, aber nachher hatte ich Ursache, Gottes Güte zu preisen, denn nach einigen Jahren vernahmen wir, daß die Fürstin und alle, die mit ihr dahin kamen, abgefallen und zur Papistischen Religion über=getreten waren."

„Also brachte mich der Herzog wieder zu seiner Gemalin, und wir zogen nach Wiesen=

burg in Sachsen, unweit Zwickau gelegen. Die Herzogin ließ mich unterweisen in allerlei weiblichen Arbeiten, die ich gar wohl begriff und darüber viel Lob erhielt; auch im Tanzen wurde meine Zierlichkeit und Geschicklichkeit bewundert. Dieß machte mich eitel, und der Kleiderputz wurde mein Vergnügen. Jedermann lobte mich, sagte mir Artigkeiten, und man hielt mich sogar für gottselig, weil ich in die Kirche ging und die Predigten wiederholen konnte. Das war überall gut Ding, und ich würde von Geistlichen und Weltlichen für eine gottselige Jungfrau gehalten, ob ich das gleich noch nicht war, und der Welt viel zu sehr anhing."

„Da hielt ein Herr von Bretewitz um meine Hand an, und erhielt von meinem Vater und meiner Herrschaft das Ja. Er sollte hinaus ziehen als Kornet ein Jahr, und dann eine Compagnie bekommen, da sein Vater Oberstlieutenant des Kurfürsten von Sachsen war. Als er aber hinaus kam in den Krieg, vernahm ich von ihm nicht viel Gottseliges, wendete mich an Gott und bat ihn, unsere Versprechung aufzuheben."

„Das währte etliche Jahre, in welchen ich viele heimliche Betrübnisse hatte, welche die Freuden der Welt und die Lust zu denselben gar wohl in mir zu dämpfen wußten. Auch hatte Bretewitz eine andere Geliebte gefunden, war wieder reuig zurückgekehrt, fand wieder eine andere, zweite, ja zehnte, und ich ergab mich dem Höchsten, und suchte mit Gott mich zu vereinigen.“

„Darauf kam der Ungetreue zurück und erklärte, mein geistliches Gemüth wolle ihm nicht anstehen, auch sey ein Herr von Fresen mein Liebhaber. Ich mußte viel erdulden und ertragen. Das wollte mich sehr schmerzen, denn mein Gemüth war still und schamhaft. Als ich mit Thränen in mein Gemach ging, fielen mir die Worte bei: „Was ich jetzt thue, weißt du nicht, du wirst es aber hernach erfahren.“ Das tröstete mich sehr. Meine Unschuld kam an den Tag. Bretewitz erhielt von mir die Freiheit, sein Glück zu suchen, wo er wolle, (hat's aber nicht gefunden,) und ich hatte meine Freiheit wieder.“

„Ich dankte Gott, daß er meinem streitenden Gemüthe die Freiheit wiedergegeben hatte, wurde der Last los, und fühlte mich so

gestärkt, daß Heirathsgedanken bei mir gar nicht aufkommen konnten. Es lag mir auch im Sinne der große Misbrauch unter den Edelleuten, dem Christenthume ganz zuwider. Ihre Neigung zum Trunke, ihr Schwelgen, Toben, Fluchen und Schwören konnten mir, als einer Christin, gar nicht gefallen, daher zog ich mich ganz still in mich selbst zurück, und überließ mich erbaulichen Betrachtungen."

„Aber es traf sich, daß ein Geistlicher, eines hohen Amtes Vorsteher, ein Belieben zu mir bekam und einen fernen Weg reisete, mich zu sehen und zu sprechen. Dieser warb um meine Hand. Da hatte ich einen heftigen Streit in meinem Gemüthe, denn es wollte in mir kein Gedanke zum Heirathen Platz finden. Ich übergab mich nach langem Kampfe dem Herrn und meinem Vater. Dieser sprach Nein, und die Heirath wurde rückgängig. Der Geistliche nahm das Nein an und gab sich zufrieden, die Welt aber machte daraus ein arges Gewäsch. Da hatte ich wieder eine neue Schmach in meinem Herzen, denn es war über den Rückgang der Sache viel Wunderns."

„Aber das waren lauter heilsame Prüfungen meiner Seele, in die Gelassenheit Gottes einzukehren, und der Herr gab mir immer mehr Gnade.“

„Und bald darauf machte Gott durch zwei wahre Gottesmänner das Wort 2 Petr. 1. in meinem Herzen lebendig: Ihr werdet göttlicher Natur theilhaftig, so ihr fliehet die vergängliche Lust der Welt. Nun hatte ich vor, von aller Gleichstellung der Welt mich los zu machen, und doch fürchtete ich noch die äußere Welt und meine Herrschaft. Da tanzte ich oft mit Thränen, und wußte mir nicht zu helfen. Ach! dachte ich, wärst du doch nur eine Hirtin, allein bei der einsamen Heerde, und es wäre kein Aufsehen auf dich.“

„Endlich entschloß ich mich kurz, ging zur Herzogin und verlangte meine Entlassung. Das wurde mir verweigert. Als sie aber zu wissen begehrte, was dazu mich bewog, sagte ich frei heraus, daß mein Wandel, wie ich ihn bei Hofe führen müßte, wider mein Gemüth sey. Die liebe Herzogin sah es für eine Melancholie an, und sprach: Was ist das? Ihr lebt ja als eine tugendsame Jungfrau,

betet fleißig, und thut nichts Verbotenes. Ich aber blieb bei meiner Forderung.“

„Da nun meine liebe Herzogin sah, daß ich nicht umzuwenden war, sagte sie: es solle mir alles erlassen seyn, was ich wider mein Gewissen zu seyn glaubte; ich solle nur bei ihr bleiben, und meine Dienste verrichten wie vorhin. Ich wollte Einwendungen machen, konnte aber nichts enden.“

„Es wurde dem Herzoge gesagt, der sagte mir geradehin in's Gesicht: Ich sey melancholisch, und das komme vom Teufel. Da wurden mir einige Geistliche über den Hals geschickt, die fingen an mit mir zu disputiren, und wollten mir beweisen, ich verstünde die Worte der h. Schrift falsch. Ich aber fragte sie: Ob es besser sey in aller Einfalt in Christi Fußtapfen zu treten, oder bei Gleichstellung der Welt von Christi Nachfolge zu reden, ohne That? Sie antworteten, das erste sey freilich besser, aber wer könne so leben? Wir wären alle sündige Menschen. Ich aber sprach: mir ist befohlen das Beste zu erwählen. Da ließen sie mich fahren.“

„Aber sie versuchten es auf eine andere Art. Bei der Tafel sahen sie mich mitleidig

lächelnd an, sprachen von überklugen Bibelleserinnen, und führten spöttische Reden. Ich aber ließ sie spotten, und erquickte mich in der Liebe meines Gottes."

„Als es nun fast ein Jahr gewährt, und es schien, daß mich auch der Geringste, ausgenommen etliche fromme Herzen, am Hofe für einen Spott hielte, ich aber um des Herrn willen es gering achtete, da wendete sich es ganz um, und gab Gott eine solche Furcht in aller Herzen, daß sie sich scheueten in meiner Gegenwart etwas Unrechtes zu reden oder zu thun. Und ob sie sich gleich nicht scheueten vor dem Hofprediger, so war es doch in meiner Gegenwart ganz still, und alle stellten sich ehrbar an, wenn sie mich kommen sahen. Da rief ich aus: O Gott! mit welcher Macht habe ich doch dies zuwege gebracht!"

„In solchem Zustande war ich drei Jahr am Hofe und kann wohl sagen, daß ich ungemeine Gütigkeit von meiner lieben Herrschaft nicht allein, sondern von Jedermann hatte. Ich wurde geliebt wie ein Kind von seiner Mutter, und bewahrte mich fein still durch Gottes Gnade. Da gefiel es dem Höchsten,

durch mein Beispiel unterschiedliche von Hohen und Niedern kräftiglich zu sich zu ziehen, das dankte ich Gott vom Herzen fröhlich und in aller Demuth."

„Da aber nun geschah es, daß mein Vater mich verlangte, weil die Stiefmutter im Kindbette gestorben war, die Haushaltung zu führen, und ich wurde vom Hofe abgefordert. Es hielt aber sehr hart, daß ich meine Entlassung erhalten konnte, weil meine liebe Herzogin mich als ihr Kind liebte. Und da es endlich geschah, beklagte sie mit Thränen meinen Abschied. Es wurde mir auch nachgesendet, ich möchte doch wieder kommen, und nicht nachgelassen, bis ich versprach, wenn ich wieder nach Hofe ginge, zu diesem zurückzukehren."

„Als ich aber nach Hause kam, war das Kind gestorben und mein Vater hatte sich zur Fürstin von Philippseck zum Hofmeister begeben, und ich bekam die Freiheit mich in Frankfurt bei einer vornehmen gottseligen Wittwe, genannt Bauerin von Eisenack, geborene Heußlerin, in die Kost zu begeben. Bei dieser blieb ich 6 Jahr, und wir haben uns geliebt als ein Herz und eine Seele. Da hat der Herr

mir viel Gutes gethan, und ist durch mich manche Seele in Gott gestärket worden, darüber der Teufel mich mit Lästerungen und Lügen belegt, so daß ich der Leiden frommer Seelen theilhaftig wurde auf mancherlei Weise."

„Zwar ließ meine liebe Herrschaft mir doppelten Gehalt bieten, wollte mich zur Hofmeisterin machen, und bot mir mancherlei Vortheile an, zu ihr zurück zu kehren, ich aber blieb still und einsam in meiner Einfalt bei meinem jetzigen Leben."

„Da besuchte mich meine Schwester, die von Praunheim, sah die schöne Kinderzucht der Frau Bauerin, bat mich eine von ihren Töchtern zu christlicher Erziehung zu mir zu nehmen, und gab mir die, die nach meinem Namen genannt, 8 Jahr alt war, die sich sehr wohl anließ."

„Als ich nun 6 Jahr bei der lieben Frau Bauerin zugebracht hatte, fügte es der Herr, daß mein lieber Mann, der mich etliche Jahr zuvor in Frankfurt gesehen und in Gott kennen gelernt hatte, einige Gedanken bekam, mich zu heirathen. Ich aber schrieb es ihm ab, und schlug ihm eine andere vor. Er aber ließ sich nicht irren, schrieb wieder und wieder,

und auch an meinen Vater. Ich sendete den Brief ab, war aber dabei so still, als ob es mir nichts anginge, dachte auch nicht, daß er einwilligen würde. Aber siehe da! er that es doch. Da ging mir's zu Herzen, und ich dachte: es muß von Gott kommen, und gab meinem Geliebten das Jawort."

„Darauf kam mein lieber Mann nach Frankfurt, und unsere Trauung geschah den 7. Sept. 1680 durch D. Spener öffentlich, in Beiseyn der Fürstin von Philippseck, meines Vaters und einiger vornehmen Leute, und alles ging so wohl und christlich ab, daß jedermann vergnügt war. Das verdroß den Lästerern, sie sprengten allerlei Lügen aus und erdachten unsinnige Albernheiten, als: es hätte sich der heil. Geist in Feuersgestalt in dem Trauzimmer sehen lassen, wir hätten die Offenbarung St. Johannis (darin ich damals das Licht nicht hatte, was ich jetzo in Fülle habe,) ausgelegt, und dergleichen Dinge mehr, von denen ich nicht sprechen mag, da ihr Ungrund so sichtbar ist."

„Wir reiseten nun von Frankfurt ab, und ich nahm meiner Schwester Tochter mit, die mich nicht gern verlassen wollte. Als wir

aber nach Amsterdam kamen, wurde mein lieber Mann sehr krank, wollte jedoch seines Amtes wegen nicht liegen bleiben, und wir gingen zu Schiffe; ich aber wurde selbst krank, doch genas ich eher wieder als mein lieber Mann, und stund seinetwegen ein ganzes Vierteljahr zwischen Furcht und Hoffnung.“

„Da wurden nun von mir sehr viele Lügen ausgesprengt, ja sogar meine Unschuld wurde angegriffen, und meine Schwestertochter für mein eigenes, uneheliches Kind heimtückisch ausgegeben, aber die Herzogin von Ratzeburg erfuhr von dem allen die Unwahrheit, und ich ertrug alles willig in der Demuth meines Herzens, mich freuend über das, was mir von der Welt um meines Herrn willen geschah.“

„Mit meinem lieben Ehegatten führte ich eine gesegnete, friedliche Ehe, und kann nicht genug loben die ungemeine Liebe und Treue, die er mir erzeigt hat. Auch hat der Herr mit Leibesfrucht mich gesegnet, und ich habe meinem lieben Gatten zwei Söhne geboren, davon der eine noch lebt, und hoffentlich ein treuer Diener seines Herrn werden wird, denn er ist ein Sohn der Verheißung.“

„Ueberdies hat der gütige Gott mir viel Gutes an meiner Seele gethan, und sein theueres Wort also aufgeschlossen, absonderlich die Propheten und die gesegnete Offenbarung, und thut mir täglich so viel Gutes an Leib und Seele, daß ich wohl sagen kann: der Herr hat große Dinge an mir gethan."

„Bei dem Traktätchen: Herzens-Gespräch mit Gott, welches ich auf guter Freunde Begehren habe drucken lassen, befindet sich auch ein kurzer Lauf meines Lebens, dem ich nun noch beifüge, daß der treue Gott mir nach und nach seine Geheimnisse aufgeschlossen, und mich so ganz damit erquickt hat, daß ich dadurch von aller Weltliebe ab, und zu seiner Gottesliebe gezogen worden bin. Alle Lästerungen aber meines undankbaren Schwagers und anderer Feinde werden an jenem Tage mir eine Krone des Sieges seyn."

„Schon in meinem ledigen Stande wurde mir das erste Geheimniß aufgeschlossen, (1. Petr. 3, 18. 19, 4, 6. Zachar. 9, 11. 12.) daß auch eine Erlösung aus der Hölle sey. (1. Korinth. 15, 22. 28. Offenb. 5, 13. 21, 5.) Alsdann das zweite, die zukünf-

tige Bekehrung der Juden und Heiden, welche mir Gott im Jahr 1664, vermittelst eines Traumes, eröffnete. Und ich wurde durch Röm. 2, 25. 4, 13. bekräftiget und versichert, daß es ein göttlicher Traum war. Drittens wurde mir der Artikel von der Rechtfertigung durch ein Gesicht aufgeschlossen."

„In meinem Ehestande aber bekam ich im J. 1665. den ersten Aufschluß der heiligen Offenbarung, da ich nicht wußte, daß mein lieber Mann eben auch diese Aufschlüsse empfangen hatte. Und da ich ihm zeigte, was ich aufgeschrieben hatte, zeigte er mir seine niedergeschriebene, noch nasse Schrift, und sprach zu mir: der Herr hat dir's wahrhaftig eben so aufgeschlossen wie mir!"

„Das andere Geheimniß, welches mir in meinem Ehestande eröffnet wurde, ist die Wiederbringung aller Dinge; Offenbar. 20, 3. Röm. 2, 33. 36. 1 Korinth. 15, 23. Das dritte mir im J. 1708. aufgeschlossene Geheimniß war die Erkenntniß von dem himmlischen Gottmenschen; Koloss. 1, 18. Joh. 1, 1. 1 Korinth. 10, 14.

Ebr. 13, 8. So schließe der Herr uns selbst seine Wahrheiten je klärer und klärer auf, um sein selbst willen. Amen!"

Die begeisterte Selbstbiographin hat uns ihr Geburtsjahr vorenthalten. Ich finde dasselbe auch nirgends, so wenig als das Jahr ihres Abscheidens aus dieser Welt, angegeben.

„Ihr gelehrter Mann hatte seiner Meinungen wegen, besonders wegen seiner Erklärung der Offenbarung Johannis, und seiner Behauptung von baldiger Beginnung des Tausendjährigen Freudenreiches der Gläubigen, viele Anfechtungen. Er wurde deshalb, und daß er die Inspirationen des Fräuleins von Asseburg als göttliche Offenbarungen erklärte, als Superintendent zu Lübeck 1692 abgesetzt, erhielt jedoch vom Kurfürsten von Brandenburg eine Pension, kaufte das Gut Nieder-Todeleben bei Magdeburg, welches von allen Abgaben frei gemacht wurde, wo er nun gegen seine Gegner schrieb, Apologieen herausgab, Offenbarungen, Erklärungen, mystische Hallen, girrende Turteltauben, Harfen Gottes, Schlüssel der Verborgenheiten ꝛc. bis er im J. 1727 starb.

Seine Gemalin nahm an seinen Streitigkeiten rüstig Antheil, schrieb mit und für ihn, machte ihre Betrachtungen, geistlichen Kämpfe und Offenbarungen bekannt, und ließ ihre Herzens-Gespräche mit Gott drucken. Dieses Werk erhielt so großen Beifall, daß es drei Auflagen erlebte.

Aus ihren Selbstgeständnissen haben wir die ihr von ihren Gegnern gemachten Vorwürfe und Beschuldigungen größtentheils kennen lernen. Blinde Parteiwuth hatte die meisten erzeugt. Man nannte sie „ein vorwitziges, ehrgeitziges Weiblein, welches giftige Seelenpulver verstreue, eine Schwarmgenossin der Chiliasterei," und gab ihr dieser Namen mehrere. Ihre Freunde hingegen sagten von ihr, sie sey „eine hochherzige Bekennerin der Wahrheit, eine gelehrte, erleuchtete Frau, welcher der Himmel den Schlüssel der Weisheit gegeben habe ꝛc." u. dergl. m. Die Wahrheit liegt auch hier wie gewöhnlich in der Mitte; und wenn man bedenkt, daß einem jeden es gegeben sey, seines Glaubens zu leben, so haben wir weder zur Vertheidigung noch zur Verdammung der Frau Petersen einen Stein aufzuheben.

Sie selbst und ihr Gatte trösteten sich stets mit Sprüchen aus der Bibel, und wenn ihre Feinde ihnen recht hart zusetzten, freuten sie sich der Ehre verfolgt zu werden, trösteten sich mit der Gewißheit ihrer Sache, lebten ihres Glaubens, und sangen: *)

Wenn endlich, eh' es Zion meint,
die längst verlangte Stund' erscheint,
da Gott wird die Erlösung geben,
die unsern Kerker bricht entzwei,
und machet die Gefangnen frei,
was Freude wird man da erleben!

Die plötzlich eingebrochne Zeit
und übergroße Seligkeit
wird über unsre Sinnen gehen:
Wir werden seyn als Träumende,
bestürzt, ob's in der That gescheh,
und wahr sey, was die Augen sehen.

Das Volk, so jetzo uns verlacht,
und unsre Hoffnung ganz veracht,
wird alsdann wohl bekennen müssen,
daß Zions Reich nicht Narrethei,

*) Zugleich als Probe vom Berufe Petersens, zu dichten, der einige Jahre lang, ehe er Prediger wurde, Lehrer der Dichtkunst zu Rostock war.

nicht süßer Traum gewesen sey,
wie sie es jetzt zu lästern wissen.

Der Winter und der Regen fällt,
der Frühling hat sich eingestellt,
nur wenig Tage sind zu zählen,
so kömmt der Hause ganz erfreut,
bringt seine Garben heim, und schreit:
Seht! 's konnte ja nicht fehlen!

Maximiliane von Leithorst
und
Johanna Sophia Kettner.

Still, in friedlicher Abgezogenheit, entfernt von dem Getümmel der lauten Welt, lebte Therese auf dem Lande als eine Waise bei einem Anverwandten, einem Forstmeister, der nach dem Tode ihrer Eltern der Verlassenen sich angenommen hatte. Ihre sanfte, empfängliche Seele gab sich den Betrachtungen und Freuden der freundlichen Natur mit süßem Wohlbehagen hin, und von jedem Morgen- und Abend-Spaziergange kehrte sie entzückt und still gerührt in ihre Wohnung zurück. Ihre Reitze entfalteten sich täglich mehr, und jetzt in ihrem siebenzehnten Jahre stand sie da in all der Kraft jungfräulicher Schönheit. Aber sie lebte still und ungesehen im einsamen Thale, niedrig blühend wie das würzige Veilchen.

Doch bald sollte es lebhafter in ihrem Thale, selbst in ihrem Herzen werden!

Der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern, ein Freund der Jagd und Liebhaber

hübscher Mädchen, wurde von der Jagdlust auch in das Thal getrieben, wo Therese wohnte. Laut wurde es dort in der Stille, und hohe Gäste kehrten in des Forstmeisters ländlicher Wohnung ein.

Der Kurfürst erblickte das schöne Mädchen und fragte freundlich den Forstmeister: „Wer ist das artige Kind?"

„Eine weitläuftige Anverwandte von mir, ein armes, elternloses Fräulein von gutem Adel, die ich zu mir genommen habe, um sie nicht dem Mangel preis zu geben;" — antwortete der Forstmeister.

„Ist sie gut und brav?"

„Gut und fromm, willig und wirthschaftlich."

„Man muß für sie sorgen."

Es wurde für Theresen gesorgt. Sie kam als Kammerfräulein an den Hof.

Ungern trat sie in diese neue Welt und verließ ihre stille Wohnung mit der sichtbarsten Rührung. — Ach! was sollte die Gute, die ihr Herz der ewig reinen Natur geweiht hatte, Erfreuliches finden in dem Getümmel einer ihr so unbekannten Zone, in der sie keine Ansprache, kein frohes Echo ihrer stillen Em-

pfindungen fand? Daheim im stillen Thale war ihre Seele geblieben, wie mochte sie selbst gern in dem lauten Getümmel seyn, von welchem sie sich jetzt umfluthet fühlte?

„Ach! bringt mich in die Einsamkeit zurück; — rief sie aus: — Ich versinke in die tosenden Wellen, die mich hier umstürmen. Vom Hofe fort auf's Land, auf's Land!“

Sie sollte ihres Wunsches theilhaftig werden. Man brachte sie auf ein Jagdschloß, und der Kurfürst folgte ihr.

Er erschien als Liebhaber, er schmeichelte, bat, versprach, und fand mehr Widerstand als er zu finden geglaubt hatte. Dies enflammte seine Begierde nach dem Besitze des gewünschten Kleinodes immer mehr, seine Anerbietungen und Versprechungen wurden glänzender und größer, Therese war arm, er war ein Fürst, — und wurde endlich so glücklich als er es zu seyn wünschte.

Der Rausch war vorüber, eine neue freundliche Gestalt trat dem erlauchten Liebhaber entgegen, Therese wurde vergessen und der traurigen Nothwendigkeit überlassen, zu bereuen was sie nie hätte bereuen müssen, wär sie unbemerkt von einem Höhern in ihrem

stillen Thale geblieben oder der Liebe eines Mannes ihres Standes werth geworden.

Sie gebar eine Tochter, die nach dem Vater, Maximiliane, und vermuthlich nach der Mutter, von Leithorst, genannt wurde. Gleich nach ihrer Entbindung ging sie in ein Karmeliterkloster, von dessen spärlichen Wohlthaten das arme Kind unter Bauern erzogen wurde, im vierzehnten Jahre seines Alters aber sich ganz dem Mangel preis gegeben sah.

Der Mutter hatte der Gram im Schooße der Erde eine stille Ruhestätte gegeben; Maximiliane aber wurde sich selbst überlassen. Mit einer männlichen Seele begabt, fand sie einen sonderbaren Ausweg ihre Noth zu enden. — Sie warf sich in männliche Kleider, ging mit einigen Empfehlungen versehen nach Regensburg, nannte sich Maximilian von Leithorst, und trat als Page in die Dienste des damaligen Würzburgischen Comitial-Gesandten, des Baron von Halden, eines gutwilligen, freundlichen Mannes.

Bei diesem blieb sie einige Jahre, nahm dann ihren Abschied und ging mit wenig erspartem Gelde nach Wien, ihr Glück weiter zu suchen.

Ein Freund hatte ihr ein Empfehlungsschreiben an eine alte, unvermälte Gräfin von Welz gegeben. Diese Dame lebte von ihren Einkünften sehr anständig und that viel Gutes. Von ihr wurde auch Maximiliane sehr freundlich aufgenommen. Ihre vernünftige und bescheidene Ausführung erwarben ihr die Gunst der Gräfin, die ihre Wohlthäterin wurde, und da sie viele Konnexionen hatte, es dahin brachte, daß der vorgebliche junge Leithorst sich bei dem Regimente Lothringen als Kadet angestellt sah.

Das Regiment zog in's Feld gegen die Türken. Maximiliane focht bei demselben mit Muth und Entschlossenheit, und machte sich bald bemerkbar. Eben so zeichnete sie sich auch durch ihr Betragen aus, wurde Fähndrich und ihr Geschlecht blieb verborgen.

Aber der schöne Fähndrich blieb auch von den Damen nicht unbemerkt, ja er wurde sogar von einigen bis zur Ausschweifung geliebt. Es wurde ihm dieses gar nicht zweideutig zu verstehen gegeben, und er mußte gegen so viel Liebe kalt bleiben. — Unbegreiflich! Welch ein Sonderling! riefen seine Kammeraden aus;

Dummkopf! setzten die Weiber hinzu. — Ach! sie wußten nicht was sie sagten.

Die Bemühungen, das Herz dieses Unempfindlichen empfindend zu wissen, wurden verdoppelt. Mit den zärtlichsten Blicken erhielt er aus schönen, zitternden Händen selbst Briefe mit den zärtlichsten Liebesgeständnissen, die er nicht erwiedern, Einladungen, die er nicht annehmen konnte.

Eine gewisse Gräfin gerieth außer sich, ihre Bemühungen fruchtlos, ihre Anerbietungen verschmäht, ihre Zärtlichkeiten unerwiedert, ihre Reitze gehöhnt, ihre Liebe verspottet zu sehen. Sie wurde aufgebracht. Ihre Liebe ging in Verfolgung über, sie wollte sich an dem schönen Unempfindlichen rächen, und — wie sehr liebte sie ihn! — sie vermochte es nicht. Armes Herz was hattest du zu dulden! Maximiliane mußte solcher Liebe die ihrige schenken, aber ach! wie konnte sie Unmöglichkeiten möglich machen?

Um nicht mehr so sehr in dergleichen Verlegenheiten zu kommen, und sich nur einigermaßen sicher zu stellen, fiel sie darauf, selbst ein Verständniß mit einem Mädchen anzuspin-

nen, um durch einen erklärten Liebeshandel den Verfolgungen zu entgehen, die ihr, wär sie ein Mann gewesen, ach! wie gelegen gekommen wären.

Es konnte nicht fehlen, des Fähndrichs Liebesglück mußte ihm Neider und Gegner geben. Einer derselben nahm es besonders ganz ernstlich, und Maximiliane war genöthiget, es eben so zu nehmen. Sie forderten und schlugen sich. Maximiliane verwundete ihren Gegner und behielt Ruhe.

Mit Zärtlichkeit näherte sie sich einem armen aber artigen Fräulein, minnte züchtiglich um ihre Liebe, ging langsam und behutsam zu Werke, und verlobte sich endlich öffentlich mit ihr. Die Damen zuckten die Achseln, schüttelten die Köpfe, lispelten etwas von sonderbarem Geschmacke, und überließen den Bräutigam seinem Glücke.

Zwei Jahre lebte Maximiliane im verlobten Stande, machte aber endlich sich ein Gewissen daraus, die harrende Braut von einer wirklichen Verbindung abzuhalten, und bat dieselbe ihre Hand einem andern zu schenken, unter dem Vorwande, sie habe keine Hoffnung

ihr standesmäßigen Unterhalt verschaffen zu können. Das Fräulein liebte aber viel zu sehr, als daß sie so leicht ihrem Geliebten hätte entsagen können, ja sie gerieth auf den Argwohn, eine Glücklichere habe ihr sein Herz geraubt. Es kam zu Vorwürfen, Klagen, Thränen, und Maximiliane war genöthigt, ihr das so sorgfältig bisher verwahrte Geheimniß ihres Geschlechts zu entdecken. Es kostete ihr Mühe Glauben zu erhalten. Die erschrockene Braut forderte Beweise und erhielt sie, indem sie Verschwiegenheit angelobte. Sie hielt Wort und alles blieb geheim.

Ein neuer Feldzug aber brachte endlich eine allgemeinere Entdeckung an's Licht. Die Strapazen desselben warfen Maximilianen auf's Krankenlager, und sie sah sich gezwungen, ihrem Obristen ingeheim ihr Geschlecht, ihre Geburt und ihre Verhältnisse zu entdecken. Sie bat ihn, ihr beizustehen, damit sie vor dem Regimente nicht zu Schanden würde.

Der Oberste gab ihr den Rath, den Dienst zu quittiren, und da sie sich immer brav und herzhaft betragen hatte, erhielt sie den Abschied als Lieutenant.

Nun aber wurde nach und nach allgemein bekannt, was so lange verborgen geblieben war, und die Damen riefen aus: „Nur auch auf diese Art konnte sein Betragen erklärt werden. So war seine Enthaltsamkeit kein Wunder!“

Der Kaiser fand das Geschichtchen amusant, und gab Maximilianen auf Lebenszeit Lieutenants-Gehalt.

Sie ging nach Wien zurück, und lebte dort geehrt und geachtet in den besten Zirkeln. Ihr aufgeweckter Geist, ihre untadelhafte Aufführung machten sie bei jedermann beliebt, und erwarben ihr viele Freunde und Gönner. Ihre ehemalige Geliebte blieb ihre unzertrennliche Freundin.

Sie trug beständig männliche Kleidung und größtentheils die Uniform des Regiments, unter welchem sie gedient hatte. Nur wenn sie zum h. Abendmal ging, legte sie weibliche Kleider an.

Sie starb an einer schmerzhaften Brustkrankheit. Standhaft und unerschrocken, wohl vorbereitet zum Tode, ließ sie sich Sarg und Sterbekleider vor ihrem Ende machen. Als

dieses sich nahete, vertheilte sie ihre kleine Baarschaft, ihre Kleider, und starb den 29. Aug. 1748 in einem Alter von 44 Jahren.

Wer wünschte nicht ihr Tagebuch zu lesen, welches sie hinterlassen haben soll, und von dem man nicht weiß, wohin es gekommen ist? Wie psychologisch lehrreich, wie unterhaltend müßte nicht diese Lektüre seyn!

Wir verbinden hiermit die Erzählung nicht unähnlicher Schicksale einer zweiten Amazone, Johanna Sophia Kettner, aus Tüting gebürtig, und in Eichstädt erzogen. Sie fand nie an den Spielen der Mädchen Vergnügen, mischte sich stets unter die Jungen, machte ihre Soldatenspiele mit, und kleidete sich oft als Knabe an, um nur das Vergnügen zu haben, auf einem Pferde durch die Stadt galoppiren zu können. Sie wohnte bei einer Schwester, einer Müllerin und Bäckerin, erwarb sich in diesen Professionen Fertigkeit, und ging einst plötzlich davon, keiner wußte warum, und wohin.

In männlicher Kleidung eilte sie nach Wien, und nahm als Bäckerjunge Dienste, blieb aber nicht lange in der Lehre, überließ sich ihrer Neigung zum Soldatenleben, und kam durch Gemächlichkeit des Feldchirurgus unvisitirt mit mehreren Rekruten, zum Hagenbachischen Infanterie-Regimente. Hier diente sie von 1738 an, fünf und ein halbes Jahr, als Gemeiner und Unteroffizier, ohne daß ihr Geschlecht bekannt wurde. Sie erhielt Blessuren am Arme und Kopfe und blieb unentdeckt.

Endlich wurde, während einer schweren Krankheit, ihr Geschlecht entdeckt. Die Sache wurde an den Hofkriegsrath berichtet, der sie nach Wien berief, und der Kaiserin Maria Theresia vorstellte. Diese nahm sie sehr gnädig auf, unterhielt sich freundlich mit ihr, und setzte ihr auf ihre Lebenszeit acht Gulden monatliche Pension aus. Sie erhielt zugleich einen sehr ehrenvollen Abschied.

Sie legte nun ihre Soldatenkleider ab, trieb einen kleinen Handel, und reisete damit umher. Ein vaterloses Kind zog sie auf, gab dem Jungen ihren Namen, ließ ihm gu-

ten Unterricht geben und studiren. Er trat in den geistlichen Stand und wurde Pfarrer zu Abenberg.

Sie starb endlich zu Eichstädt, am 21. Jänner 1802 im 82sten Jahre ihres Alters, und wurde mit militairischen Ehrenbezeugungen begraben.

Charlotte Helene Gräfin von Schindel.

König Christian der Fünfte von Dänemark hatte einen gewissen Schindel aus Schlesien berufen, die Königliche Akademie einzurichten, welche in Kopenhagen auf dem neuen Markte angelegt wurde. Er war ein sehr verständiger, geschickter und vielwissender Mann, ziemlich vermögend, und konnte bei den neuen Einrichtungen Vorschüsse machen, die zuweilen sehr nöthig waren. Aber er erhielt seine vorgestreckten Gelder nicht immer ganz richtig zurück, und wäre gern wieder daheim gewesen, hätte er nur seine ausgelegten Summen bekommen können. Dadurch wurde er endlich ganz arm und hatte doch viele Kinder, starb, und hinterließ seine Frau, welche ihm ein feines Vermögen zugebracht hatte, nebst ihren Kindern in einer betrübten Lage. Sie mußte von einer kleinen Pension leben.

Die Gräfin Vieregg, Favoritin König Friedrichs des Fünften, erfuhr die traurige,

unverschuldete Lage, in welcher die arme Frau sich befand, nahm Lottchen Schindel und ein Paar Schwestern von ihr zu sich, und ließ sie als Gesellschaftsfräulein erziehen.

Bald bemerkte sie an Lottchen ein gewisses Wesen, welches ihr den Geist des Mädchens ganz enthüllte, und profetisch rief sie einst aus: „Die wird meine Nachfolgerin!"

Die Gräfin starb bald darauf im Wochenbette, und Madame Schindel wurde zur Erzieherin des neugebornen Kindes ernannt. Sie bezog mit ihrer Familie das Palais der Gräfin, und es hieß, der König könne die gute Frau recht wohl leiden. Er beschenkte sie mit allerlei Pretiosen wie mit Spielzeuge, unter denen sich auch eine goldene Tabatiere, mit einem Spielmanne von Juwelen besetzt, befand.

Unterdessen starb der kleine Sohn der Gräfin Vieregg, und Madame Schindel kam auf Christianshafen zu wohnen, mit ihrer Tochter aber hielt sich's so hin, daß die Mutter bald froh, bald betrübt darüber war, wie es noch mit ihr werden sollte.

Der König reisete nach Italien, und korrespondirte fleißig und zärtlich mit Lottchen.

Die Mutter starb, und der König kam von seiner Reise zurück.

Seine Liebe zu Lottchen nahm täglich zu, sie wurde (1710) Gräfin, bezog das von der Gräfin Vieregg ehemals bewohnte Palais, und es wurde ihr mit großen Kosten ein Hofstaat eingerichtet. Sie schenkte dem Könige eine Tochter, die aber schon im Jahr darauf wieder starb.

Die neue Gräfin fing nun an sehr verschwenderisch zu werden, war voll sonderbarer Launen, und mit der größten Hartnäckigkeit eigensinnig. Worauf sie nur irgend verfiel, das sollte und mußte sogleich seyn, da halfen weder Vorstellungen noch Widerreden. Das machte den König gegen sie kaltsinnig, und als im J. 1711 die Pest sich in Kopenhagen verbreitete und, was nur konnte, aus der Stadt floh, verlangte ihr Königlicher Liebhaber, um sie los zu werden, sie solle sich auf ihre Güter begeben. Er hatte ihr schon vorher die Herrschaften Naesbygholm und Bavelse für ungefähr 100,000 Thaler gekauft, und beide zusammen, unter dem Namen Friedrichsholm, zur Grafschaft gemacht.

Die Reise wurde auch gemacht. Kaum aber war die Gräfin angekommen, als es ihr auch schon wieder einfiel, nach Fünen zu reisen, was der König sehr ungnädig aufnahm. Sie reisete aber dennoch hin, blieb ein halbes Jahr dort, gab vor, sie sey vom Könige schwanger und wolle dort ihre Wochen halten. Man wußte nicht, was sie damit wollte, denn sie trieb die Verstellung so weit, daß in allen Kirchen ihrer Grafschaft für ihre glückliche Entbindung gebetet wurde, und glaubte endlich gar, sie wolle, um sich wieder in Ansehen zu setzen, ein fremdes Kind unterschieben.

Da nun dergleichen Gerüchte so umherliefen, erhielt sie ganz unvermuthet Befehl, sogleich wieder in ihre Grafschaft zurück zu gehen. Sie gehorchte. Die Reise aber hatte viel Geld gekostet.

Der König ließ ihr unter der Hand vorschlagen, wenn sie Lust habe, sich zu vermählen, so wolle er ihres Mannes Glück machen. Sie schlug aber dieß Anerbieten aus, und zwar, wie ihre Antwort war: „in Rücksicht auf die hohe Gnade, in der sie ehedem bei Sr. Maj. gestanden habe.“ Sie rechnete darauf, diese wieder zu erhalten, aber vergebens.

denn des Königs Kaltsinn gegen sie war zu groß. Doch genoß sie, außer den Einkünften ihrer Grafschaft, eine Pension von 2000 Thalern, und hätte sehr gut leben können, wäre sie nur ein wenig ökonomischer gewesen.

In ihrer Grafschaft lebte sie so vergnügt, als sie konnte, nahm und gab Besuche, machte großen Aufwand, und gab glänzende Bälle; denn Tanz und Musik waren ihre Lieblingsunterhaltungen.

Unter den vielen Gästen, welche sie oft bei sich sah, war auch der Generalmajor von Bülow, zwar ein Funfziger, aber immer noch ein rascher, muthiger Mann, obgleich von vielen Blessuren übel zugerichtet. Dieser war noch, was er von jeher gewesen war, ein galanter Mann, kannte die Weiber, und war von ihnen wohl gelitten. Er war vorsichtig und erfahren, wußte sich zu benehmen, und gefiel der Gräfin so ungemein, daß sie ihm endlich die Entdeckung machen mußte, sie werde Mutter werden. Das kam ungelegen! Sie bat um Königlichen Urlaub, eine ihrer Schwestern in Schlesien besuchen zu dürfen, und erhielt ihn. Der Winter aber wurde so streng, daß sie nicht über den Belt kommen konnte,

sie mußte bleiben, und kam bei ihrem Liebhaber in die Wochen. Das Kind wurde auf's Land gethan, wo es als Findelkind getauft und erzogen werden sollte. Allein alles wurde verrathen, bald sprach jedermann davon, und zuletzt erfuhr es auch der König. Er ließ sie darüber verhören. Sie läugnete. Bülow aber, der einen schlimmen Ausgang fürchtete, bekannte die Wahrheit.

Sogleich legten die Königlichen Commissarien beiden den Befehl vor, sich ohne Zögern trauen zu lassen. Der Pfarrer wurde geholt, und die Trauung vollzogen. Das Kind wurde vom Lande zurückgeholt und den Eltern übergeben.

Wie die Gräfin ihre Wochen gehalten hatte, mußte sie, nach einem Königlichen Befehle, mit ihrem Manne das Reich räumen. Sie war damit zufrieden, aber ihr Mann machte Vorstellungen, jedoch vergebens. Ihre Grafschaft wurde eingezogen. Die Meublen und Kostbarkeiten behielt sie. Sie verkaufte, was zu verkaufen war, und zog, mit ungefähr 80,000 Thalern, im Frühjahr 1716 nach Hamburg, wohin ihr Mann ihr freilich nachfolgen mußte, wiewohl es ihm gar nicht recht war,

und er wohl gewünscht hätte, der Gräfin stets gleichgültig geblieben zu seyn. Was war aber zu thun, als die unberechneten Folgen der süßen Augenblicke mit Geduld zu ertragen? Zwar wären die angenehmen Rückerinnerungen etwas hoch in Anschlag gebracht worden, aber man weiß ja, daß so etwas keiner selbst taxiren darf, wenn es nicht auf eigene Gefahr geschehen soll.

In Hamburg fing die Gräfin an so zu leben, als habe sie noch ihre Grafschaft und Pension, und in einigen Jahren war das Vermögen verschwunden. Ihr Mann starb, und sie kam in beklagenswürdige Umstände. Sie schrieb die eindringendsten Briefe an den König, schilderte ihre Lage, bereute ihre Kurzsichtigkeit, und erhielt eine jährliche Pension von 2000 Thalern, die nachher aber unter König Christian dem Sechsten auf die Hälfte herabgesetzt wurde.

Sie verließ nun Hamburg, hielt sich bald hier bald dort, meistens bei ihrer Schwester in Schlesien auf; bis sie im J. 1750 die Erlaubniß erhielt, in Flensburg zu wohnen, wo sie sehr eingezogen und, ungeachtet ihrer Pension, sehr armselig lebte. Sie starb daselbst

d. 6. April 1752, und hinterließ nicht so viel, daß sie begraben werden konnte. Man mußte sie so lange in der Kirche unbegraben stehen lassen, (was Stoff zu gar mancherlei Betrachtungen gab,) bis Anstalten gemacht wurden, sie zu beerdigen, wozu der König 300 Thaler auszahlen ließ.

Die Gräfin war wirklich schön, fein gebaut, mittlerer Größe, und konnte, wenn sie wollte, sich gar angenehm machen, und sehr gefallen. Dabei aber war sie sonderbar, verschwenderisch, veränderlich, eigensinnig, und ließ sich weder vom Könige, noch von sonst jemandem etwas sagen. Ihr Eigensinn ging so weit, daß sie oft ganz unausstehlich wurde. Doch wieder, wenn's vorüber war, war sie munter, mild, gutherzig, belebt und wohlthuend bis zur Ausschweifung. Wie mochte das aber einem Liebhaber gefallen? — Mit Gelde konnte sie gar nicht umgehen, deswegen war sie stets in Verlegenheit, und kam auch nicht einmal aus, wenn sie sich eingeschränkt zu haben glaubte. Was sehen, und was vermissen wir nicht alles in dieser Schilderung!

Friederike Karoline Neuber.

Geboren zu Zwickau, die Tochter eines Doktors der Rechte, Weissenborn, kam unsere Heldin, man weiß nicht durch welche Veranlassung, zur Bühne, wo sie sich mit einem Landsmanne, Neuber, verheirathete, der in der theatralischen Nachwelt, ohne seine Frau, vielleicht gar nicht genannt worden wäre. Diese Verbindung hat seinen Namen mit dem Namen seiner talentvollen Gattin der Chronologie des Theaters aufbewahrt. Sie hatte Talente, Lektüre, Anstand, gute Mimik, einen muntern und thätigen Geist, und einen Eifer für die Bühne, der alle sich ihr entgegendrängenden Hindernisse mit einer Leichtigkeit überwand, die nur dem Genie verliehen ist, das durch keine Irrungen außer sich selbst zu bringen ist. Vorzüglich waren es tragische Rollen, die ihr gelangen, und sie war es, die zuerst den Ton der Deklamation für's höhere Schauspiel angab. Zwar war derselbe noch immer sehr ab-

gemessen und zu sehr skandirend, aber vorher hatte man gar keine Regel, Verse auf dem Theater zu recitiren, und konnte dem tragischen Spiele keinen Takt abgewinnen.

Mit der Spiegelbergischen Truppe kam die Neuber im J. 1728 nach Weißenfels, wo sie als Schauspielerin schon bedeutend war. Bald aber wurde sie selbst Direktrice, und führte ihre Gesellschaft nach Leipzig.

Jetzt nun wurde sie Stifterin eines Theaters, das zu den Fortschritten in der dramatischen Kunst in Deutschland den ersten Grund thätig, wirkend und eingreifend legte. Die Natur hatte ihr alle Gaben einer guten Schauspiel-Direktrice verliehen. Ihre Wachsamkeit, Thätigkeit, Gegenwart des Geistes, ihre Ordnungsliebe, nöthige Strenge gegen die Mitglieder ihrer Gesellschaft, und ihr Eifer, für die Unterhaltung des Publikums zu sorgen, konnten nicht unerkannt bleiben, blieben nicht unbelohnt.

Kaum war sie in Leipzig angekommen, so bekam sie auch die Gunst und den Beistand eines Mannes, der damals mächtig auf den Stufen der Kultur des deutschen Geschmacks

einherschritt, und der war Gottsched. Er that was er konnte, die deutsche Künstlerin zu unterstützen, und versorgte sie reichlich mit Uebersetzungen, besonders französischer Schauspiele, für ihre Bühne. Und so bekam das damalige Theater eine beinahe neue, wenigstens veränderte Gestalt.

Gottsched meinte es zwar gut, aber er schadete der Eigenthümlichkeit des deutschen Theaters, und diesen übereilten Eingriffen haben wir es vielleicht meistentheils zuzuschreiben, daß wir keine Nationalbühne, keinen eigentlichen Nationalgeschmack auf derselben und für dieselbe haben, wie die Spanier, Engländer, Italiener und Franzosen. Wie wär es möglich gewesen, diese Arbeiten der Ausländer mit Enthusiasmus aufzunehmen? Es sprach durch dieselben die Deutschen nichts eigentlich recht an. Alles blieb in einer Art von Vermischung, immer gährend durcheinander, und konnte nichts Eigenes erzeugen.

Die kluge Direktrice merkte auch gar zu wohl, daß das Publikum in einer Art von Verlegenheit war, die zwar gefühlt wurde; deren Grund aber ziemlich unbekannt blieb.

dieselbe einigermaßen zu heben, gab sie, abwechselnd mit Uebersetzungen, einige alte deutsche Nationalstücke, goß sie in neue Formen, wurde selbst Schriftstellerin, und ergötzte als Künstlerin in Burlesken das Publikum. So spielte sie z. B. in dem sogenannten Reiche der Todten die Rolle eines Jenaischen, Wittenberger und Hallischen Studenten mit ungemeinem Beifall, und einer Wahrheit, welche die Zuschauer entzückte. Dergleichen Schauspiele blieben immer sogenannte Kassen- oder Zu-Stücke, wie die Theater-Direktionen sich auszudrücken belieben. Dabei machte aber auch Gottscheds sterbender Cato ein solches Aufsehen auf der Bühne, daß man in der Theatergeschichte damaliger Zeit kein ähnliches kannte, und zwar nicht allein in Leipzig, sondern auch in Hamburg, Nürnberg, Frankfurt am Mayn, Lübeck, Straßburg, und wo er nur aufgeführt wurde. In allen diesen Städten schlug die Neuber bis zum Jahre 1736 wandernd im Geleite der Kunst ihre Bühne auf, wurde bewundert und fetirt.

Als sie im Jahr 1737 wieder nach Leipzig zurückkam, sollte ihr Erscheinen durch einen auffallenden Theatercoup bezeichnet und

merkwürdig werden. Sie verband sich mit Gottsched, öffentlich den Harlekin, (der förmlich, nach und nach, in einen plumpen Hanswurst verzerrt worden war,) von der Bühne zu treiben, und dazu wurde ein außerordentliches Auto da fe' angestellt. Die Neuber hatte zu dieser Verbannungsfeierlichkeit ein Vorspiel geschrieben, und man ging dabei mit einer theatralisch-kritischen Andacht zu Werke, die wunderbar war.

Aber was wurde dabei gewonnen? Der Name stand nicht mehr auf den Comödienzetteln, aber der Spasmacher lief als Peter, Kasper, Niklas, Märten ꝛc. immer noch auf der Bühne umher; das bunte Gewand hatte er abgelegt, aber sein Spiel war ihm geblieben. Da die Menschen aber gewöhnlich mehr an Benennungen als an Wirklichkeit hängen, so glaubten sie, es sey wirklich geschehen, was nicht geschehen war, und in der dramatischen Welt rief man aus:

Die Heldin Neuber ists, die an der Pleise Strand
den deutschen Harlekin aus ihrer Zunft verbannt.

„Als sie damals auf mich losschlugen, — sagt der Verbannte, *) — kam ich gar nicht zum Gehör, denn die litterarische Justiz ist ein gottloses Stückchen Arbeit! ich mochte schreien, bitten und flehen, so viel ich wollte. Sie schlugen auf mich los, bis ich nicht mehr schreien konnte. Meine Kehle war damals ruinirt. Zum Glück hatte ich das Podagra noch nicht, und konnte mich fortmachen, sonst hätten sie mich gar todt geschlagen. Das ist ihnen nicht gelungen. Noch lebe ich, sehe meine Feinde im Grabe, und trinke daselbst mein Viktoria! Vom Postamente haben sie mich geworfen, das ist wahr, aber zerschlagen und vernichten konnten sie mich nicht. Ohne Paß mußte ich davon laufen, aber die Füße konnten sie mir nicht abhacken. In effigie verbrannten sie mich, aber ich habe niemals mehr gefroren, als eben damals, da sie meinen Scheiterhaufen anzündeten. Mit Steckbriefen verfolgten sie mich, aber meine Existenz konnten sie mir nicht rauben. Ihr Zeterge-

*) In dem mit Witz und Laune geschriebenen Werkchen: Harlekins Reisen und Abentheuer. Berlin 1798. S. 9.

schrei hörte ich, aber mein Gehör ist konser=
virt, und ich bin gerettet."

Zwei Jahre darauf veruneinigte sich die Neuber mit ihrem Gönner Gottsched auf eine sehr unkluge Art, über die Aufführung der Alzire in einer Uebersetzung von Stüven, wel=
che Madame Viktoria Gottsched, geborne Kul=
mus, gleichfalls übersetzt hatte, und dieselbe auf die Bühne gebracht wissen wollte. Die Neuber verweigerte dieß, und beleidigte da=
durch einen Mann und seine Anhänger, die ihr unendlich viel schaden konnten. Es kam bei der Vorstellung der Stüvenschen Alzire im Theater zum Lärm, und beide Theile mach=
ten sich lächerlich.

Der Dichter Rost hat in einem satiri=
schen Gedichte, das Vorspiel genannt, die=
sen Krieg meisterhaft geschildert und besungen. Alle Leser und Leserinnen werden hiermit er=
sucht, dieses Meisterstück des Witzes und der Laune selbst zu lesen, um sich einen Begriff von dem damaligen Wirrwarr machen zu kön=
nen, der selbst für unsere Zeiten noch interes=
sant ist.

Die Neuber eilte hierauf, von goldenen Träumen in den erquicklichsten Schlummer

gewiegt, nach Petersburg, wohin berufen, sie mit dramatischer Entschlossenheit, die Schätze Sibiriens erobern zu wollen, ging. Aber ihre Hoffnungen wurden vereitelt. Die Kaiserin Anna starb schon im J. 1741, und der Beschützer der hoffnungsvollen Direktrice, der Herzog Biron, fiel in Ungnade. Sie war also gezwungen, nach Leipzig zurückzukehren.

Hier erneuerte sich ihr alter Streit mit Gottsched wieder bis zur größten Heftigkeit. Es kam zu Federkriegen, und die beleidigte Direktrice wagte es nicht allein, Gottscheds Cato zu burleskiren, sondern sie schrieb auch ein Vorspiel, der allerkostbarste Schatz, und brachte ihren Gegner d. 17. Sept. 1741 in der Person des Tadlers auf die Bühne. Auch der Anzug dieser Personage sollte Lachen erregen. Der Tadler ging, gleich der Nacht, in einem Sternenkleide, hatte Fledermausflügel, trug eine Blendlaterne, um das Haupt eine Sonne von Flittergolde. Mit Beifall wurde, von dem Grafen Brühl protegirt, das Stück wiederholt, und nun war an eine Aussöhnung mit Gottsched nicht mehr zu denken. Seine Kritiken ließen der Direktrice hart fühlen, was sie zu thun gewagt hatte. Jedoch

fand sie auch ihre Parthei, und der schalkhafte Dichter Rost ging in einem satirischen Gedichte, (von welchem nachher die Rede seyn soll,) ihrem kritischen Gegner dermaßen zu Leibe, daß dieser im Zorne ganz außer sich gerieth.

Der Tod entriß der Neuber ihren besten Schauspieler, Kohlhard, mancherlei Widerwärtigkeiten stürmten auf sie ein, ihre Verlegenheiten wurden immer größer, ihre Oekonomie zerrütteter, unerbittliche Feinde suchten ihren Künstlerruhm durch heftige Kritiken zu untergraben, sie wurde mit ihren Leuten uneinig, und mit Trauer mußte sie 1743 die Auflösung ihrer Gesellschaft sehen.

Sie wollte in Oschatz privatisiren, konnte sich aber an ein stilles Leben nicht gewöhnen, raffte sich auf, sammelte Schauspieler, und stand 1745 wieder an der Spitze einer neuen Entreprise, neben ihrem Nebenbuhler Schönemann, in Leipzig. Hierauf ging sie mit ihrer Gesellschaft zur Kaiserkrönung nach Frankfurt, fand daselbst ihre Rechnung nicht, und kehrte nach Leipzig zurück. Sie hatte aber kein Glück mehr, und ihr ganzes Werk scheiterte 1750 zu Zerbst auf eine schreckliche Art. Sie

mußte umherziehen und aus einer großen Prin-
cipalin eine Budencomödiantin werden.

Sie floh nach Wien, wo sie wohl aufge-
nommen wurde, aber nicht lange blieb, weil
ihr Direktricenstolz sich keiner Ordnung un-
terwerfen wollte. Sie war gewohnt zu herr-
schen, und wollte sich nicht gebieten lassen.
Im Jahr 1755 kam sie nach Dresden, und
spielte in den umliegenden Bädern in den
traurigsten Umständen. Endlich entsagte sie
der Bühne ganz, und endete, von Wenigen
unterstützt, in Armuth ihr mühseliges Leben
in Laubegast, einem Dorfe bei Dresden, 1763.
Am Ufer der Elbe, nicht weit von dem Hause,
in welchem sie starb, errichteten im J. 1776
einige Freunde der Künstlerin ein schönes
Denkmal *). Es ist dasselbe nach den besten
Regeln von einem geschickten Meisel ausgear-
beitet, 6 Fuß ins Gevierte und 12 Fuß hoch,
nur aus zwei Stücken des festesten Pirnaischen
Steines gehauen, zeiget schickliche Verzierun-
gen von Masken, Dolchen, Kränzen und der-
gleichen, und die eingehauene Inschrift:

---

*) Es steht dasselbe beschrieben und abgebildet im
Theater-Kalender Jahrgang 1777.

Dem verdienten Andenken
einer Frau voll männlichen Geistes
der berühmtesten Schauspielerin ihrer Zeit
der Urheberin des guten Geschmacks
auf der deutschen Bühne
Carolinen Friederiken Neuberin
geb. Weissenbornin aus Zwickau,
welche
nachdem sie dreißig Jahre hindurch
sich und Deutschland Ehre gemacht
endlich zum Lohne ihrer Arbeiten
zehn ganze Jahre lang
alle Beschwerlichkeiten des Alters und der Armuth
nur von wenig Freunden unterstützt,
mit christlicher Grosmuth
gelassen ertragen hatte,
aus dem durch Bomben eingeäscherten Dresden
mit schon krankem Leibe flüchtend
hier in Laubegast elend starb
und in Leuben armselig begraben ward,
widmeten diesen Stein
einige Kenner ihrer Verdienste
und Liebhaber der Kunst
in Dresden
im Jahre 1776.

Sie versprach immer ihren wenigen Freunden, ihr Leben selbst zu schreiben, aber die dringenden Nahrungssorgen benahmen ihr allen Muth, auch war sie viel zu erbittert auf die undankbare Welt, als daß sie sich die Mühe nehmen wollte, noch viel mit ihr zu sprechen.

In einem ihrer letzten Briefe schreibt sie unter andern an einen Freund:

Jetzund bin ich nur Neuberin, und weder Lieschen noch Zaire,
doch sticht mich noch der junge Geck, das Quodlibet und die Satire.
Wovon mag doch der Wurm noch leben? Ich geb ihm weder Brod noch Wein,
und von mir keine Nahrungssäfte, doch schleicht das Ungeziefer ein.
Ich wollt', mir wär die stolze Welt so fremd' als wie dem kleinsten Kinde,
so thät ich doch zum wenigsten nicht öfters eine Einsichts-Sünde. u. s. w.

Es ist nicht zu leugnen, diese Künstlerin hat, nur durch eigenes Gefühl und Erfahrungen geleitet, zu ihrer Zeit unendlich viel geleistet, und mehr noch als Direktrice. Dem Geschmack des Wahren und Schönen hat sie zuerst gehuldiget, hat Vorurtheile muthig bekämpft, und gleichsam selbst sich aufgeopfert. Als Schauspielerin glänzte sie vorzüglich in den Rollen einer Zaire, Climine, Portia, Iphigenia, Alzire, Sinilde, Elisabeth, Phädra, und Calpurnia. Den Studenten im Reiche der Todten, (wie schon gesagt,) und Schusterlieschen, soll sie mit unnachahmlicher Wahrheit und Laune gespielt haben.

Noch haben wir von dem Gedichte zu sprechen, mit welchem der schalkhafte Dichter Rost der Direktrice zu Hülfe kommen wollte, vielleicht mehr um Gottsched, der sich zum kritischen Diktator aufgeworfen hatte, dessen Stolz allen, die nicht zu seiner Fahne geschworen hatten, unerträglich wurde, einige Streiche zu versetzen, als eine Lanze für die Dame zu brechen, die den Lärm erregte, womit jedoch so ziemlich ein doppelter Entzweck erreicht wurde. Das Werkchen hies: Das Vorspiel. Ein episches Gedicht, circulirte anfangs in Leipzig nur als Manuscript für gute Freunde, Neugierige, und Jedermann, wurde aber von den Schweizern, (mit welchen Gottsched in ewiger, offener Fehde lag), mit erläuternden Notizen und Anmerkungen versehen, 1743 zum Druck befördert. — Der Dichter spricht:

Ich singe von der Frau, die um den Pleissenstrand
den deutschen Harlekin aus ihrer Zunft verbannt;
sich selbst bezwungen hat; die Bühne stets verbessert,
Kunst, Beifall und Geschmack, wie ihren Ruhm vergrößert.
Nur eine That von ihr errett' ich aus der Zeit

Und übergebe sie der Unvergänglichkeit;
Den Sieg, doch nicht den Sieg geführter Liebeskriege.
Ich singe diesesmal den schönsten ihrer Siege.
Wie sehr ihr Vorspiel-Scherz, den sie selbst ausgedacht,
Den Hochgebrüsteten Professor klein gemacht.
Den Preussen, welcher erst die Deutschen deutsch gelehrt,
Von welchem Leipzig nie ein falsches Wort gehört,
Er spräche denn Latein. — — —
Ja selbst Viktoria, die ihn als Gattin küsset,
Vier Sprachen schreibt und spricht, und wie ein Leibnitz schliesset,
Hat sich nebst ihm bemüht, und es so weit gebracht,
Daß unser Schauplatz selbst die Franzen neidisch macht.
Man giebt der Neuberin rein übersetzte Stücke,
Theilt selbst die Rollen aus, lehrt Stellung, Mienen, Blicke.
Sie danket und gehorcht, zieht doppelten Gewinn:
Wer den Professor hört, geht zu der Neuberin.

Die bereits mitgetheilte Veranlassung zu der Theater-Fehde wird nun erzählt, und Viktoria (Gottscheds Gattin) wird von dem verkappten Neide eifersüchtig gemacht.

Es sah Viktoria Gottscheds Magister-Zeiten,
Bei ihm die Neuberin, weit reitzender geschmückt,

Als für ein häuslich Weib sich's sonst im Hause schickt.
Es ging, und wer? genug es ging jemand zum Weine;
Mit dem Magister blieb die Neuberin alleine.
Kurz durch das falsche Bild von der Magister-Zeit
Verlor Viktoria Kraft und Gelassenheit.

Es wird ihr übel, sie bekömmt Krämpfe, Seitenstechen, und sinkt auf's Kanapee. Die Domestiken ahnen Symptome gewisser weiblicher Umstände, und ein Bedienter eilt, den Gemal aus dem akademischen Senate zu rufen, den dieser auch sogleich, voll froher Hoffnung, endlich so glücklich zu werden, sich Vater nennen zu können, verläßt, und zu seiner, wie er meint, kreissenden Gattin zueilt. Dieses ist einer der gelungensten Momente in dem Gedichte.

Der weitgespaltne Herr erreichte bald das Zimmer.
Er sah Viktorien, sie ihn, die Noth ward schlimmer.
Es war sein erstes Wort: „Geduldig meine Schöne!
So leicht gebiert man nicht gelehrter Männer Söhne.
Es schmerzte wohl dem Zevs das Haupt drei Monden lang,
Bevor Tritonia aus seiner Stirne sprang."

Aber der Mißverstand wird gehoben, das Faktum erörtert, und die Rache beschlossen. — Die Leser wissen bereits was geschah. Diese Proben aber mögen hier stehen, zur Lektüre des ganzen Gedichts zu reitzen, in welches der Dichter eine Menge Anekdoten von seinen Zeitgenossen verwebt hat, die nicht leicht die uninteressanteste Seite desselben seyn möchten. Es hat dasselbe ungemein viel poetisch-satyrischen Werth, und eine gewisse Muthwilligkeit, welche dergleichen Produkten durchaus eigen seyn muß, schließt aber sehr prosaisch, gleich einem Lehrgedichte, was man nicht erwartete, wenn man den Dichter und seine Kraft kannte. Hätte Swift, Boileau, Pope, oder irgend ein Ausländer diese Plaisanterie geschrieben, sie würde noch täglich von uns gelesen werden; die Deutschen aber vergessen ihre Dichter mit ihrem Tode, wissen alles was die Ausländer Gutes haben, kennen aber ihr Eigenthum nicht, durchwandern die Wohnungen der Nachbarn und sind in ihrem eigenen Hause fremd. Wird es denn ewig so bleiben?

Maria Magdalena Charlotte
Ackermann.

In der Geschichte des deutschen Theaters glänzt der Name Charlotte Ackermann eben so bedeutend als ruhmvoll, ungeachtet diese Künstlerin ihren Freunden und der Kunst nur allzufrüh entrissen wurde. Sie war den 23. Aug. 1757 zu Strasburg geboren, die Jüngste einer Familie, welche um die Schauspielkunst sich so verdient gemacht hat, daß sie in der Geschichte derselben zur Epoche geworden ist. Die Geburt bestimmte Charlotten zur Künstlerin. Unter guten Vorbildern, in der Schule des Geschmacks wuchs sie heran, gebildet, und von der Natur mit den herrlichsten Einsichten begabt. Auf dem Schauplatze wurde sie erzogen, und die ersten Jahre ihrer Erscheinung auf demselben waren Terpsichoren gewidmet. Sie versprach schon damals, was sie nachher leistete.

Ihre Mutter bildete sie zur Schauspielerin, und von ihrem eigenen Geiste belebt, überflog sie bald die Bahn und ihre Gespielinnen, die auf derselben wandelten. Muthig kämpfte

sie mit ihrer lispelnden Sprache, und besiegte dieselbe. Aber die Blattern zeichneten ihr schönes Gesicht sehr sichtbar. Doch sie wurde dadurch nicht verlegen, und bekämpfte mit der Kunst der Mimik die Spuren dieser Feinde weiblicher Schönheit. Jeder Affekt ihrer Seele malte sich in ihrem Gesichte. Das Mädchen reitzte in der trefflichen Schauspielerin. Dies war sie in jedem Verstande.

Ein glückliches Gedächtniß, das feinste Gefühl, die richtigste Deklamation, und ein Minenspiel voll Wahrheit und Bedeutung, waren der Künstlerin eigen, machten sie zum Lieblinge des Publikums. Das sogenannte theatralische Ensemble war ihre Stärke. Auch nicht die kleinste Rolle war ihr unbedeutend; sie wußte jede zu heben und zu beleben. In keiner Rolle am unrechten Platze, war sie am bedeutendsten, zum Bezaubern liebenswürdig als Soubrette. In der Operette glänzte sie als Bauermädchen zum Entzücken. Als die leidende Maria von Beaumarchais, die treue, verfolgte Rutland, die duldende, verzweifelnde Olivie, wer sah sie, ohne hingerissen zu werden von ihrem Zauberspiele? — Sie war eine der Seltenen, die sich der Welt als Mei-

sterin zeigen, um über die Stufen des Gewöhnlichen zum Ausserordentlichen hinauf zu steigen. Diese haben ihren sichern Lehrer, ihr Gefühl, das nicht sich irre führen läßt. Was sie seyn wollen, werden sie, und sind es. Groß im Kleinen, Alles in Jedem, ohne künstelnden Fleiß, ohne ängstliche Bemühung, leichthin, als wär's ein Geringes, und doch unnachahmlich.

Ein unglücklicher Trunk Wasser, den die siebenzehnjährige Künstlerin, nach dem Tanze, bei heftiger Gemüthsbewegung zu sich nahm, brachte ihr den Tod. Sie starb den 10. Mai 1775.

Man sprach von ihrer Vergiftung, aber ohne Grund und Wahrheit. Zur Verbreitung dieses Gerüchtes diente eine gewisse Abneigung gegen das Leben, welche die Künstlerin stets äusserte, und die man für romantische Thorheit hielt. Die Leiden des jungen Werthers waren ihre Lieblingslektüre. Dieses Buch trug sie stets bei sich. Nach ihrem Tode fand man es auf ihrem Tische. Viele Stellen waren in demselben gezeichnet, besonders die eine: „Weiß Gott, ich lege mich so oft zu Bette, mit dem Wunsche, nicht wieder zu erwachen rc."

Allgemein war in Hamburg das Bedauern und die Theilnahme bei der Nachricht von ihrem Tode. Jedes Alter nahm daran Antheil. Allenthalben sprach man nur von ihrem Tode.

Ihr Leichnam wurde im Sarge mit Blumen, Gedichten, Gemälden ꝛc. bestreut, und am Abend ihrer Beerdigung war die Kirche gedrängt voll Menschen. Alle gaben den irdischen Ueberresten der Künstlerin das Geleite mit nassen Augen. Der Sarg war mit Mirthen geschmückt, und mit folgenden Versen bezeichnet:

Ist das Leben nicht ein Traum
flüchtiger Gefühle?
Ausgelaufen war ich kaum,
und steh' schon am Ziele.

Die ihr meinem Staub euch naht,
wer's doch fühlen lernte!
Hofnungsvoll verwest die Saat
auf den Tag der Erndte.

Sie wurde in die Petrikirche begraben. Eine Unterzeichnung zu Errichtung eines Denkmals kam schnell zusammen, allein allerlei Hindernisse vereitelten die Ausführung dieses Vorhabens.

Es sind viele Piecen über Charlottens Verdienste, ihr Leben und Ende erschienen, in Gips und auf Kupferplatten ist sie verewiget worden, um aber sie genauer kennen zu lernen, muß man ihre Briefe und Selbstgeständnisse lesen *). Wir geben daraus den Lesern einige Proben. Sie schreibt fünftehalb Monate vor ihrem Tode an eine Freundin:

„Müssen denn die unschuldigsten Schritte des menschlichen Lebens so viele Hindernisse haben? Die verwöhnte Welt schämt sich ihrer Empfindungen, und findet es selbst bedenklich eine gute That zu thun, wenn sie nicht in ihrem Tone ist. — Mein Leben flattert dahin, und ich wünsche bald aus einem Traume zu erwachen, um nie wieder zu träumen. — Seit einiger Zeit sehe ich alles in einem traurigen Lichte. Die Zeit der Kindheit ist vorüber, und ich werde frühzeitig nachdenkend. O! ich befürchte, meine künftigen Tage werden nicht so heiter als die vorigen seyn. Meine Seele ist finster wie die Jahreszeit. — Wir

*) Die letzten Tage der Demoiselle Charlotte Ackermann. Hamb. 1775. Beitrag dazu. Hamb. 1775.

haben heute den Clavigo gespielt. Als ich da im Sarge die todte Marie vorstellte, todt, blaß, ohne Empfindung mich dachte, und dennoch da das Geräusch der Welt um mich her vernahm, o! ich kann dir nicht sagen" —

*

— „Aber der Baron S** zeichnet vortheilhaft sich aus. Ich weiß nicht wie es kömmt, daß ich ihm immer begegnen muß. Sollte der Mann mich so sehr suchen? Glaubst Du, daß ich mich jemals entschließen könnte, ihn zu lieben? Könnte ich auf ihn denken? In welcher Absicht? —"

Die Bekanntschaft mit dem Barone S** wurde nach und nach ernsthafter, was Charlotte sich gleichwohl nicht gestehen mochte. Am 7. März schrieb sie an ihre Freundin:

— „Seitdem sich meine Empfindungen aus den Regungen der Kindheit entwickelten, habe ich eine Sehnsucht in mir verspürt, die ihren Gegenstand nicht kannte. Die Sehnsucht wurde bald zu einer gewissen Marter. Ich fühlte beständig, daß mir etwas fehlte, und konnte den Grund meiner Wünsche nicht finden. Du würdest dich wundern, wenn die

Sehnsucht eines jungen Mädchens nichts mit der Liebe zu thun hätte. Weißt du noch, wie wir den Grandison zusammen lasen? Ach! einen solchen Mann wollten wir haben. Aber — er war eine Kopie ohne Original. Ich mußte meine Gedanken herabstimmen, aber dennoch fand sich mein Ideal nicht. Dennoch schuf ich mir ein neues. Der, den ich mir dachte, hatte Vollkommenheiten, und Fehler, die jene liebenswürdig machten. Ich ließ jeder Bewegung, jedem leichten, seinen Lippen entflohenen Worte einen Zug seines Herzens verrathen. Meine Phantasie gab dem Wesen Bildung und eine Gestalt, die mich allenthalben hin begleitete. Ich unterhielt mich mit ihr, und es waren süße Stunden, die ich dieser Einbildung weihte. Das Bild war mein Traumgesicht. Wenn ich erwachte, vermißte ich es, und Thränen entfielen meinen Augen. — Sophie! dieses Bild ist das Bild des Barons S**."

*

„Ich habe als Emilie Galotti den Dolchstich gefühlt, wie er nicht schmerzte, wie er Labsal meinem bedrängten Herzen war. Wenn ich nun bedachte, wie wenige Zuschauer das

empfinden können, was ich empfand, dann weckte das Händeklatschen mich aus der tiefen Phantasie und ich war wieder Schauspielerin geworden."

Am 21. April.

— „Du weißt, wie aufrichtig ich den Baron S** liebe. Nie hat man eine reinere Liebe gefühlt, und nie wird man eine schwärzere Verrätherei erfahren. Er liebt eine andere. Mit ihm habe ich alles verloren. Alle Welt verläßt mich. Was ist die Welt, wenn man nicht mehr geliebt wird? — Ich liebe ihn nicht mehr. Ich fliehe ihn, und bin stolz darauf ihn zu fliehen. — Eitle Verblendung meines Schmerzens! Meine Rache verwirrt mich. Ach! ich liebe ihn mehr als jemals. Was sage ich? ich will den Treulosen vergessen; ich will ihn vergessen. Er verdient nicht geliebt zu werden von einem Herzen wie das meinige."

Charlotte war ausser sich. Sah sie den Geliebten im Schauspielhause, so konnte sie vor Zittern nicht sprechen. Das Publikum wurde aufmerksam. — Ach! sie wußte nicht, wie sehr S** sie liebte. — Sie wußte sich nicht mehr zu benehmen, ergriff die Feder, schrieb

an ihn, und beschwor ihn, nicht mehr grausam zu seyn. Es kam zu Erklärungen, der Baron versicherte sie seiner Liebe, und that ihr den Vorschlag mit ihm zu entfliehen Darüber entrüstete sich Charlotte aufs heftigste, und dennoch mußte sie ausrufen:

„O! welche heftige Liebe ist es, die ich in meinem Busen trage, die sich nur mit meinem Tode endigen wird. Ach! für ihn lebe ich, für ihn werde ich sterben!“

Und wirklich sie starb um seinetwillen. Den 9ten Mai, am Tage vor ihrem Tode, schrieb sie an ihre Freundin:

— „Schwarze Finsterniß hat die Stelle erfüllt, die Er besaß, eine Finsterniß, die noch zuweilen sein Bild wie mit schrecklichen Blizzen durchstreift. Gott! wie konnte er doch so grausam seyn, mich so zu martern! — Ewige Liebe, wie sie Unsterbliche lieben, soll der Liebe folgen, die dieser unwürdige Sterbliche nicht verdient. Was sage ich? Ach! er ist noch zu sehr in diesem Herzen, das nur für ihn schlägt. — Er wirft mir vor, daß ich ihn nicht liebe. Wie ist es möglich mir dieses zu sagen, mir, die ich in diesem Augenblicke vor Jammer über diesen Vorwurf vergehe! Der Unglückliche, welches

Herz hat er durchbohrt! O! könnte ich ihn vergessen. — Gott! zu welcher Qual habe ich leben müssen!"

S** war ausser sich, als er die Nachricht von Charlottens Tode erhielt. Er erschöpfte sich in Vorwürfen über sich selbst. — Von ihrem Tode schreibt er an einen Freund:

„Noch den Abend vorher hatte sie eine lebhafte Rolle zu spielen und tanzte sehr heftig im Ballet. Als sie erhitzt nach Hause kam, trank sie ein Glas Wasser. Sie wurde zum Abendessen gerufen. Man fand sie im Garten vor einer Rasenbank knieend die Hände ringend. Sie wollte nicht essen und begab sich zu Bette. — Den folgenden Morgen um eilf Uhr fand man sie sprachlos. Bald darauf starb sie.

Scherzend hatte Charlotte einst, nach einem Ballette die grönländische Braut, in welchem sie die Braut war, gesagt, so wolle sie sich malen lassen. Der Dichter gab ihr zur Antwort:

Laß immer dich im schlechtsten Anputz malen,
dein Anputz ist stets ohne Flittern reich.
Auch bist du jenen Welten gleich,
die schöner nie — als durch Gewölke strahlen.

Maria Renata

die Zauberin.

In einem der reichsten und schönsten Frauenklöster Deutschlands, Prämonstratenser-Ordens, Unterzell, unweit Würzburg, gab es in den Jahren 1740 bis 1750 einen gar mächtigen Lärm, denn der Teufel war, wie es hieß, in ein Dutzend der dortigen Nonnen gefahren. Tag und Nacht ertönte das Kloster von dem Geschrei der Besessenen, und alle klösterliche Zucht und Ordnung hörte auf, weil nicht nur die Exorzisten, sondern auch andere junge Geistliche und Männer zu jeder Stunde in's Kloster kamen, um den Besessenen in gefährlicher Einsamkeit und den verführerischsten Lagen und Bewegungen beizustehen, oder um sie zu beobachten. Dergleichen Szenen und Attitüden waren frappant, wahre Studien für Künstler, einladend für Dilettanten. Die Besuche wurden wiederholt; es wurde Gewohnheit, in's Kloster wie in's Theater zu gehen, um zu schauen und beschaut zu werden, denn

die besessenen Schönen sahen eben so gern etwas, das gefiel, oder gefallen wollte, als sie gern gesehen wurden. Manche that aus Gefallen für den Anschauenden und das Vergnügen, angeschaut zu werden, etwas mehr als gewöhnlich, und es kam auf einige Biegungen mehr eben nicht an, wenn man fixiren wollte. So bezauberten die Zauberinnen!

Die Aebtissin, der Abt, die Exorzisten kamen in Verlegenheit, wendeten sich an die berühmtesten Gottesgelehrten und theologischen Fakultäten, holten Responsa ein, schrieben an den Papst, und wußten in der Angst ihrer Herzen nicht mehr, was sie thun sollten. Das schienen die besessenen Damen zu merken, und trieben die Aengstlichen oft gar sehr in die Enge, rächten sich mitunter an ihren Beichtvätern ziemlich empfindlich, und sagten den geistlichen Herren zuweilen sehr frappante Dinge ins Gesicht, welche diese dann gelassen, mit einem: „der Teufel ist ein Lügner vom Anfange her gewesen!“ verschluckten, und ganz gefühlvoll die beschaulichen Drohungen und Wendungen der enragirten Nonnen beantlitzten. In dergleichen Attitüden hatte es besonders eine von den besessenen Nonnen,

Maria Cäcilia *), sehr weit gebracht, und wurde von Kunstkennern als eine wirkliche Künstlerin bewundert. Das Haupt dieser remarkablen Unterzeller Kloster-Hexen- und Zauber-Bande soll, nach glaubwürdig seynsollenden Berichten, Maria Renata gewesen seyn, die endlich, vielleicht als die letzte Zauberin in Deutschland, am 21. Jänner 1749 den Flammen übergeben wurde.

Diese Begebenheit erregte allgemeines Aufsehen. Die Kaiserin Maria Theresia verlangte einen Bericht über diese so außerordentlichen Vorfälle, welchen sie auch von dem Abte des Klosters Oberzell, einem in der Gasnerischen Wunderkrisis oft genannten und 1785 gestorbenen Manne, Oswald Loschert, erhielt.

Diesen, in seiner Art, ganz außerordentlichen, originellen und merkwürdigen Bericht **) ganz und wörtlich unsern Lesern mitzutheilen,

---

*) Dieß war ihr Klostername. Eigentlich hieß sie: Johanna Hilaria Walpurgis von Pistorini, und war in der Ober-Pfalz d. 13. Jänner 1725 geboren.

**) Er steht abgedruckt im Göttingischen Historischen Magazine 2. B. S. 594—631.

würde dieselben ermüden. Doch soll dem Ganzen nichts, was ihm eigenthümlich bleiben muß, genommen werden, und nöthiger Abkürzungen ungeachtet, soll derselbe an seiner Vollständigkeit, (in so fern dieselbe zu Renatens Geschichte gehört,) nichts verlieren. Der Herr Abt spreche also selbst:

„Im neunzehnten Jahre ihres Alters ist Maria Renata Sängerin von Mohan, aus München in Baiern gebürtig, in's Kloster Unterzell eingetreten, jedoch mehr aus Zwang ihrer Eltern, die arm waren, oder vielmehr aus Antriebe des bösen Feindes, der sich hierdurch Zutritt zu diesem seiner klösterlichen Disciplin wegen musterhaft bekannt gewordenen Orte verschaffen wollte. Ohne Vorwissen ihrer Eltern hatte die Unglückliche schon im siebenten, neunten, eilften und dreizehnten Jahre ihres Alters Unterricht in der Hexerei durch ein altes Weib, eine Magd, eine vornehme Frau, einen Reiter, zwei Offiziere, (vermuthlich verstellte Teufel,) erhalten. So lernte sie zaubern durch Wurzeln, Kräuter, Zettel, mit Ziffern, durch ein schwarzes Männlein, und konnte gar Böses ausüben durch ihr diabolisches Anhauchen. Sie hat sich wiederholt, wie

sie selbst aussagte, zu den gewöhnlichen Hexenzusammenkünften abholen lassen, ist dort von dem Fürsten der Finsterniß aufgenommen, in ein schwarzes Buch eingeschrieben, umgetauft, und als Leibeigene des Teufels auf dem Rükken bezeichnet *) worden."

„Hierauf hat sie sich dem Bösen, auf ihre Lebenszeit, verschrieben. Im Kloster setzte sie die nächtlichen Ausfahrten immer noch fort, durfte aber bei den Zusammenkünften nicht im Nonnenkleide erscheinen. Oeffentlich wußte sie sich aber so zu halten und zu verstellen, daß sie ihrer Frömmigkeit wegen zur Subpriorin ernannt wurde, ja sie würde Priorin geworden seyn, wäre sie nicht merkbar unruhig und widerwillig geworden."

„Mit ihren Klosterschwestern hatte sie wenig Umgang, mag aber wohl nicht gegen alle christlich gedacht haben, ob man gleich keinen Verdacht eher gegen sie faßte, als bis eine in besonderer Hochachtung stehende Klosterfrau auf ihrem Todbette wiederholt betheuerte, Re-

---

*) Dieses Zeichen hieß Stigma in der Kunstsprache. Man lese den Aufsatz über's Hexenwesen im 2ten Bande der Bibliothek des Romantisch-Wunderbaren.

nata sey eine Unholdin und habe sie des Nachts oft geplagt. Man wollte es zwar nicht glauben, ob man gleich im Kloster mancherlei Turbationen des Hexen-Gesindels spürte, ließ aber dennoch eine große Menge Katzen aus der Klausur schaffen, mit denen Renata einen ganz vertraulichen und unziemlichen Verkehr und Umgang hatte. Die Besessenen haben ausgesagt, daß es Teufel gewesen wären, und Renata hat es in den Verhören auch nicht geläugnet."

„Nach und nach wurde es im Kloster immer schlimmer. Renata that den Nonnen viel Böses an, und der Lärm und Tumult im Dormitorio *) wurde des Nachts unerträglich stark. Ja die guten Klosterfrauen selbst wurden des Nachts gezwickt, gedrückt, geschlagen, und konnten des Morgens die blauen und braunen Flecken öffentlich zeigen. Bald zeigte es sich leider! daß mehrere Nonnen besessen waren, unter denen besonders die Schwester Maria Cäcilia von einem Teufel, der sich Nabadonasach nannte und in sie gefahren war, gar sehr gequält wurde."

---

*) Schlafhaus der Klöster.

„Es wurden nun die von der christkatholischen Kirche verordneten Exorzismi fleißig angewendet, die bösen Geister zu vertreiben, thaten auch zuweilen und mitunter gar treffliche Wirkungen, und es wurden, unter andern, auf einmal einige bisher stumme Teufel zur Sprache gebracht, welche ausriefen: „Ach! unsere Zeit ist gekommen! Wir können uns nicht mehr verbergen!" Dabei sagten sie einstimmig auf Renaten aus. Nun gingen die Plagen bei den besessenen Klosterfrauen an, deren manche drei bis fünf Teufel in sich hatte. Es mußten die großen Kirchenbeschwörungen adhibirt werden, und viele Teufel wurden gezwungen, ihre Namen zu nennen. Wir vernahmen da gar sonderbare Teufelsnamen, z. B. Datas, Calvo, Dusakrus, Nataschurus, Nabaskarus, Atalphus, Elephatan, u. dergl. m. Zugleich kamen nun die deutlichsten Aussagen und Bekenntnisse an den Tag, durch welche wir erfuhren, wo und wie Renata die Teufel in die Leiber der Nonnen eingebannt hatte. Deshalb mußte sie abgesondert werden. Sie wurde verhört und eingesperrt."

„Als die Besessenen diese Nachricht vernahmen, fingen sie jämmerlich an zu heulen,

und die Teufel schrieen aus ihnen: „O! ihr verfluchten Hunde! (Sie meinten uns;) warum wollt ihr unser Nest zerstören? O Liebelein! (das war Renata;) verlaß uns doch nicht!“

„Renata, die sich nun verrathen sah, entdeckte sich ihrem Beichtvater und den Obern des Klosters, und gestand ganz freiwillig: Sie sey eine Hexe, habe außerhalb dem Kloster die Zauberei erlernt, und die Teufel in die Leiber der Besessenen gebannt. — Bald aber jedoch fing sie wieder an zu läugnen, stellte sich ganz fromm, und fastete und betete. Die Teufel der Besessenen aber blieben bei ihrer Aussage, und heulten und schrieen ganz entsetzlich. Es kam P. Maurus aus dem Schottenkloster zu Würzburg, und unterzog sich der Sache mit großem Eifer.“

„Renata versprach Besserung, und begehrte in ein anderes Kloster gebracht zu werden, weil sie, vermöge ihres Pakti mit dem bösen Feinde, dann den allhiesigen Nonnen nicht mehr schaden könne. Es kam deshalb eine Commission von Würzburg. Die Teufel hielten in schönen Reden, (dergleichen die Nonnen nicht aus sich selbst nehmen konnten,)

Renaten ihre bösen Thaten vor, und spra-
chen so beweglich von Gottes Langmuth, daß
kein Mensch sich der Thränen enthalten konnte.
Renata allein blieb ungerührt und stand ganz
verstockt da. Sie wurde endlich in weltlicher
Kleidung auf das Schloß Mariä Berg ge-
bracht. Das Plagen der Nonnen zu Unter-
zell hörte aber nicht auf, und ergriff nun auch
den P. Nicolaus Benino im Kloster Ilben-
stadt in der Wetterau, wohin doch Renata
nur wohl durch ihre dienstbaren Geister wir-
ken konnte."

„Es mußte nun zu ernsthafter Untersuchung
kommen, welche die geistliche Regierung an-
stellte, und in welcher Renata bei ihren vo-
rigen Aussagen beharrte. Daher wurde sie
ihrer geistlichen Privilegien verlustig erklärt,
und der weltlichen Obrigkeit übergeben, welche,
nach nochmaliger Untersuchung und erlassenem
Bericht an den Bischoff, die Zauberin zum
Feuer verdammte. Dieses Urtheil wurde dahin
gemildert, daß Renata erst auf dem Schlosse
enthauptet, und dann ihr Körper öffentlich
verbrannt wurde, welches alles, ohne die min-
deste Unordnung, den 21. Jänner 1749 vor-
ging und vollzogen wurde."

„Uebrigens war Renata sowohl bei Ankündigung des Todesurtheils, als auch bei Vollstreckung desselben ganz ruhig, und bezeigte sich ganz reuig und busfertig."

„Von den Besessenen wurden mehrere nach und nach befreit, und es steht zu hoffen, die andern auch noch frei von den Teufelsbanden zu sehen."

Dieses ist das Wesentliche des Berichts des Herrn Abts, an welchem die Kaiserin sich sehr erbaut haben mag! Als die Flammen Renatens Ueberreste verzehrt hatten, hielt der Jesuit P. Gaar eine gar erbauliche Rede *) an die erstaunten Zuschauer, von denen die wenigsten begreifen konnten, daß ihre Gegenwart einer sehr großen Dummheit gegenüber gestanden hatte.

---

*) Diese Rede ist unter folgendem Titel gedruckt: Christliche Nachred nächst dem Scheiterhaufen, worauf der Leichnam Mariä Renatä, einer durchs Schwert hingerichteten Zauberin, den 21. Jan. 1749 ausser der Stadt Wirzburg verbrannt worden, an ein zahlreich versammeltes Volk gethan, und hernach aus gnädigstem Befehl einer hohen Obrigkeit in öffentlichen Druck gegeben von P. Gregorio Gaar. S. J. — S. Eisenharts Kleine Schriften. 2. Th. S. 203.

In der Rede selbst werden die Gründe gerechtfertiget, welche Renaten für eine Zauberin erklären, und in ihrem hohen Alter als eine Hexe sie hinrichten lassen konnten. Es sind dabei alle die alten Teufels- und Hexen-Männer und ihre Schriften citirt, die kein Mensch mehr liest, vielweniger ihren Behauptungen Glauben schenkt. Das Ganze war und bleibt eine geistliche Farce, die aber einen allzutragischen Ausgang hatte. Renata fiel als das Schlachtopfer des Aberglaubens, dummer oder boshafter Mitschwestern und unaufgeklärter Obern.

Ein Pröbchen von dem Teufelsspaße und Bruchstücke des damaligen Exorzismus zu Unterzell müssen wir den Lesern doch noch geben, und sollte es auch nur der Unterhaltung und Ungewöhnlichkeit solcher Dinge wegen seyn.

P. Siard als Exorzist konnte nie recht den Namen des Teufels erfahren, welcher die schon genannte Nonne Cäcilia besas. Die Besessene sprach denselben immer sehr undeutlich und geschwind aus. Darüber ergrimmte er endlich mit Recht so sehr, daß er auf's feierlichste den Teufel beschwor, seinen Namen langsam und deutlich herzusagen. Der Teufel gehorchte, und buchstabirte den Namen Nabadonesah sehr

pünktlich her, setzte aber hinzu: „O! du Ochsenkopf, hast gewiß Saublasen vor deinem Ohre. Laß einen Sauschneider kommen, der sie dir wegnehme." — Da der Teufel ein Grobian von Profession ist, so nahm das der gute Pater nicht übel, sondern befahl ihm zu sagen, was dieser Name im Deutschen oder Lateinischen heiße. Darauf kam die schnelle Antwort: „Du Eselskopf! schlage darüber deine Bücher nach. Hast du aber keine, so ziemt dir es auch nicht, den Sinn meines Namens zu wissen. Ich will dir dummen Hansen auch noch sagen, daß ich hier in diesem Mädchen nicht allein bin. Meine Frau Teufelin ist bei mir, und heißt Telfinga. Verstehst du's? Gänsekopf! Die Eselszwicker (Jesuiten) sind nun solche Kerl, wie du Pater Sardel auch einer bist. Ich kenne deine heimlichen Bußwerke, wovon das eine ein sehr schönes Stück ist."

„Woher willst du das wissen? Bist du allwissend?"

„Ich hab's von deinem Teufel."

„Bin ich denn auch besessen?"

„Jeder Mensch hat seinen Teufel, der ihm nachstellt."

„Wie heißt der, der es wagt, mir nachzu-stellen?“

„Frage ihn selbst, du Teufelsbanner!“

„Teufel, du machst es mir gar zu grob, du solltest doch wenigstens Respekt gegen das Priesterthum haben.“

„O! du irreverendissime et irreligiosissime Sardel! dich soll ich ehren? Verdeutsche den Nonnen, was ich gesagt habe.“

„Warum nicht?“

„O bucklichte Demuth!“

„Was ist das? Sie verliert den Rosenkranz? Teufel! hebe ihn gleich wieder auf; dies gebiete ich dir, zu Ehren der heil. Jungfrau zu Steinbach *).“

„Was? Ich Teufel soll den Cranzium aufheben? Nein, Sardel, das wirst du nie erleben. Lieber will ich das ausgegossene Weihwasser mit der Zunge auflecken. Laß mich in Frieden. Du sollst auch die Stunde meines Ausfahrens bald von mir hören.“

„Da der Exorzist nicht nachgab, verzog der böse Feind das Gesicht der Besessenen so entsetzlich, als man es noch nie gesehen hatte, streckte

*) Ein wunderthätiges Gnadenbild.

die Zunge so lang heraus, daß man sie nicht für eine menschliche, am wenigsten für die Zunge eines adelichen Fräuleins hätte halten sollen, riß den Mund auf, gleich dem Rachen eines wilden Thieres, verdrehte und befeuerte die Augen, breitete die Arme aus, ballte die Fäuste, und überschüttete die Himmelskönigin mit einem Strome von schrecklichen Lästerungen, und nannte den Pater einen vermaledeiten weißen und rothen Hund. Gezwungen aber durch kräftige Formeln, mußte er endlich doch den Rosenkranz aufheben, wozu er das Skapulier der Besessenen wählte, und fuhr dann aus."

Und alles das erzählt man uns mit größtem Ernste. Wir aber meinen, die durchtriebenen geistlichen Jungfrauen hatten die geistlichen Herren entweder zum Besten, oder diese hatten denselben die Rollen selbst eingelernt, um zum Erstaunen der Welt eine geistliche Farce aufzuführen, von der doch wenigstens gesprochen werden mußte, zur Ehre Gottes und der berühmten Teufelsbanner.

Kurze Nachrichten, Charakterschilderungen, Anekdoten und Meinungen von berühmten und merkwürdigen Frauen.

Ginga, eine Königin von Angola, in Afrika, verlor ihren Vater durch eine Gewaltthätigkeit der Portugiesen, die demselben den Kopf abschlugen, zog sich in Einöden zurück, entsagte allen sanften Gefühlen, und wurde ein Muster der Grausamkeit. Die Portugiesen nannten sie das Ungeheuer, sie sich die Rächerin. Mit einem um sich gesammelten, gleichgesinnten Gefolge durchstrich sie das Land, schonte keines Menschen, plünderte, verheerte was sie fand. Weiber, Männer und Kinder ließ sie morden, Jünglinge und Mädchen von gutem Ansehen machte sie zu Sklaven. Sich und ihren ganzen Hofstaat nährte sie von Menschenfleische. Sie war beherzt, kühn, grausam und listig, ihre Entzwecke zu erreichen. Als Mann gekleidet, stand sie vor ihren Schaaren. Ihr Gefolge bestand aus sechshundert Männern in Weiberkleidern, und Weibern in Männerkleidern, die einander sich zärtlich nicht

nahen durften, obgleich sie alle Gelegenheit dazu gab. Die Ueberführten wurden ermordet, das Kind in Stücken gehauen und den Hunden vorgeworfen, die an diesen blutigen Fraß gewöhnt waren. Dennoch verehrten die Ihrigen sie bis zur Anbetung und kamen niemals ihr vor die Augen, ohne mit dem Angesichte die Erde zu berühren.

So brachte sie ihr Leben viele Jahre hin. Aber, in ihrer Jugend getauft, wurde sie endlich von der göttlichen Gnade gerührt, entsagte ihren Grausamkeiten, bereute dieselben mit zerknirschtem Herzen, und verlebte ihr Leben mit allen Merkmalen einer aufrichtigen Reue, büßend, im Schoße der katholischen Kirche. Nun nannten sie die Portugiesen, die Reuige.

Ingoberge, die Gemalin Chariberts, Königs von Aquitanien, lebte mit ihren Gesellschafterinnen, Merosfede und Markovefe, ganz vertraut und freundschaftlich, als sie zu ihrem großen Schrecken gewahr wurde, ihr Gemal lebe noch weit freundschaftlicher mit denselben. Diese Entdeckung brachte sie auf. Sie beschloß, sich an allen dreien empfindlich zu rächen.

Der Vater der geliebten Schönen war ein Wollenkämmer. Diesen ließ sie kommen, und befahl ihm, in einem ihrer Zimmer Wolle zu kämmen. Darauf führte sie den König in dieses Zimmer.

Der König stutzte und fragte: was dies bedeuten solle?

„Ich habe — sagte Ingoberge — meinem Könige und Herrn nur das Vergnügen machen wollen, zu sehen, wie geschickt sein Herr Schwiegervater seine Wolle zu kämmen versteht.“

Sie hatte sich gerächt. Der König aber nahm den Spas ernstlicher, verstieß sie, und gab einer ihrer Nebenbulerinnen die Hand. Die verstoßene Königin ging in's Kloster, wo sie im J. 589 starb.

Als die Türken Konstantinopel im Jahr 1453 eroberten, wurde eine schöne Griechin, Irene, als Sklavin in's Serail des Sultans Mahomed II. gebracht. Kaum sah sie der Eroberer, als er sich so heftig in sie verliebte, daß er seiner Liebe alle seine Geschäfte aufopferte. Er kam nicht mehr zu seinen Trup-

pen, und diese fingen an zu murren. Endlich sprachen sie laut über das Benehmen des Sultans, und wurden so ungestüm, daß dies dem verliebten Sieger gesagt werden mußte. Dieser nahm die Geliebte bei der Hand, stellte sie seinen Großen und den Soldaten vor, und fragte: ob sie wohl eine vollkommnere Schönheit als diese gesehen hätten? — „Nein!“ riefen alle aus, und priesen seine Wahl. Er aber zog seinen Säbel, legte ihnen Irenens Kopf vor die Füße, warf einen drohenden Blick auf die Umstehenden und sagte: „Dieses Schwert kann auch die Banden der Liebe zerhauen!“

Louise von Savoien, die Mutter Königs Franz I. von Frankreich, fürchtete sich so sehr vor dem Tode, daß sie nicht einmal leiden konnte, daß davon gesprochen wurde; selbst in Predigten mochte sie es nicht hören, und nannte die Prediger, die davon sprachen, Ignoranten. „Wie es scheint, sagte sie, wissen sie weiter nichts, da sie von einer Sache sprechen, die jedermann lange weiß.“

Drei Tage vor ihrem Ableben zeigte sich ein Komet. „Ha! rief sie aus, das ist ein

Zeichen, das sich keiner geringen Person zu Gefallen sehen läßt. Gott läßt es nur für uns große Herren und Damen erscheinen. Dieser Komet kündigt mir meinen Tod an. Ich muß mich darauf gefaßt halten."

Ludomilla, die Wittwe des Grafen Albrecht von Bogen, der im Jahr 1198 starb, fesselte durch ihre Schönheit die Aufmerksamkeit des Herzogs Ludwig in Baiern. Dabei wußte sie sich so klug zu benehmen, daß diese Aufmerksamkeit bald Liebe wurde. Je gewisser sie nun nach und nach darauf rechnen zu können glaubte, je näher suchte sie ihrem Ziele zu kommen, Herzogin zu werden. Es sollte zu einer zärtlichen Erklärung kommen. Sie bestimmte die Stunde und der Herzog stellte sich ein. Es kam zu Bedingungen, und der Herzog versprach ihr feierlich die Ehe. Dahin wollte sie ihn haben. Die Szene war nicht ohne Zeugen, denn Ludomilla hatte listig drei Ritter hinter ihr Bett versteckt, und drei Ritter waren abgemalt auf dem Vorhange des Lagers zu sehen, das dem Herzoge die Aussicht des gewünschten Hafens zeigte.

„Gebt mir, — sprach Ludomilla sanft erröthend, — Euer Versprechen nicht ohne Zeugen.“ — Dabei zeigte sie auf die drei gemalten Ritter.

Lachend nahm der Herzog den Spas, wie er meinte, an, und gab ihr das Versprechen. Sie aber rufte die drei versteckten Ritter hervor, und der Herzog war gezwungen Wort zu halten. So wurde sie seine Gemalin.

Als der Tyrann Ezzelino im J. 1253 Bassano belagerte, befand sich bei ihrem Gemale Baptista Porta, der die Besazzung kommandirte, auch seine Gemalin Bianka Rubea, eine eben so schöne, als kluge und tapfere Dame. Gewappnet wie ein Krieger, ging sie umher, munterte Männer und Weiber zur Vertheidigung der Stadt auf, und sprach allen Muth ein. Ja, als die Feinde die Stadt zu stürmen versuchten, stellte sie sich an die Spitze der Weiber, die mit kochendem Wasser, mit Steinen und Feuerbränden von den Mauern herab, die Stürmenden von den Leitern warfen, und den Sturm abschlugen.

Kaum aber war der Sturm glücklich abgeschlagen, als Verrätherei dem Tirannen Ezzelino ein Thor öffnete. Das Eindringen der Feinde abzuwehren focht Porta ritterlich an der Spitze der Seinigen, fiel aber endlich mit Wunden bedeckt, für's Vaterland.

Bianka warf mit dem Schwerte sich wüthend unter die Feinde, den Tod ihres Gemals zu rächen, und an seiner Seite ihr Leben zu verbluten. Aber sie wurde umringt, gefangen genommen und vor Ezzelino geführt, den ihre Schönheit sogleich zu bösen Absichten entzündete. Er trug ihr seine Liebe an. Sie schlug dies Anerbieten aus. Er drohte. Sie zeigte keine Furcht. Er wollte Gewalt brauchen. Bianka sprang zum Fenster hinaus. Halb tod und übel zugerichtet, wurde sie in Verwahrung gebracht. Ihre Entschlossenheit sollte ihre Ehre nicht gerettet haben. Ezzelino ließ sie pflegen und warten, und als sie wieder hergestellt war, wurde sie gebunden und so von dem Unmenschen entehrt.

Die Unglückliche verbarg ihren Gram, stellte sich ruhiger als sie war, und erhielt so die gebetene Erlaubniß, ihres Mannes Grab besuchen zu dürfen. Dort ließ sie den Leichen-

stein aufheben, der die Ueberreste des geliebten Gatten deckte. Ehe es zu verhindern war, riß sie im Hinuntersehen in's Grab die Stütze weg, welche den Leichenstein erhaben hielt, und dieser zerschmetterte ihr den Kopf, was sie wollte, um ihrem Gemal nachzufolgen und Ezzelino's Gewaltthätigkeiten zu entgehen.

Als im Jahr 1547 Kaiser Karl V. nach der Mühlberger Schlacht mit den gefangenen Fürsten und seinem Kriegsheere aus Thüringen nach Franken zog, kam eine Abtheilung desselben, unter dem Commando des bekannten Herzogs Alba, über Rudolstadt.

Die damals verwittwete Gräfin Katharina, eine geborene Fürstin von Henneberg, hatte für ihr Land eine Sauvegarde erhalten, und Herzog Alba selbst nebst seinen Söhnen und anderen Herren erbaten sich von der Gräfin auf ihrem Schlosse zu Rudolstadt ein Morgenbrod.

Die Gräfin empfing und bewirthete die Gäste so gut es ihr möglich war.

Indessen aber kam die Botschaft: die Spanier plünderten des Kaiserlichen Schutz-

briefes ungeachtet auf den Dörfern, erpreßten Geld, trieben das Vieh hinweg, und verübten Grausamkeiten.

Die Gräfin, eine entschlossene und beherzte Frau, rufte sogleich ihre Hofjunker und anwesenden Vasallen herbei, hieß sie zu den Waffen greifen, ließ ihre Bedienten bewaffnen, und alle Thore und Pforten des Schlosses schließen und bewachen.

Hierauf trat sie ins Zimmer, und erzählte ihren frühstückenden Gästen was ihren Unterthanen geschehe.

Es wurden Entschuldigungen hervorgebracht, aber die Gräfin begehrte ganz kurz und rund vom Herzog Alba einen schriftlichen Befehl an seine Soldaten, den Beraubten ihr Geld und Vieh wieder zu geben, und von Gewaltthätigkeiten abzustehen.

Dazu wollte der Herzog sich nicht verstehen. Sogleich ließ die Gräfin ihre Ritter eintreten und erklärte keck: „Würden ihre Unterthanen das Geraubte nicht wieder bekommen, so würde der Gäste keiner ihr Schloß lebend verlassen.“

Alba sah die kühne Frau mit großen Augen an, und erblickte, nicht ganz ohne Bestürzung,

die gewappneten Ritter, erbötig, die Selbstrache der Gräfin zu handhaben.

Der Herzog von Braunschweig, der mit Alba gekommen war, und sich mit ihm in derselben Verlegenheit befand, zog ihn auf die Seite und sprach mit ihm. Darauf stellten beide der Gräfin die verlangte Schrift aus.

Sie wurde an die Soldaten abgeschickt, aber die Gräfin wollte ihre Gäste nicht eher fortlassen, bis sie Nachricht von Zurückgabe des Geraubten erhalten hätte. Als diese endlich ankam, dankte sie den Fürsten sehr demüthig und forderte ihnen ihr Ehrenwort ab, sich ob des Vorganges weder an ihr, an den Ihrigen, noch an ihrem Lande zu rächen. Dieses erhielt sie, und Herzog Heinrich von Braunschweig lachte nicht nur ob des Scherzes voll Ernst, sondern lobte auch die Entschlossenheit der Gräfin. Herzog Alba sagte kein Wort. Sie schieden friedlich von einander.

Zur Zeit des innerlichen Krieges in Frankreich lebte daselbst im J. 1575 eine sehr geliebte und tapfere Heldin, Magdalene Seneterre, Wittwe eines Herrn von

Miraumont. Diese tapfere, schöne Dame bekam nach und nach so viele Liebhaber, (wiewohl in Ehren,) daß sie sich entschloß, dieselben zu einer weit ernsthafteren Angelegenheit, als zu Unterhaltungen im Kloset, zu gebrauchen. Demnach errichtete sie ein Liebhaber-Geschwader *), und führte dasselbe selbst als Rittmeister an. Als diese Leibkompagnie gezählt wurde, fand man sie, ohne die Anführerin, sechszig Köpfe stark. Damit zog Margarethe nach Auvergne. Die Liebhaber verrichteten Wunder der Tapferkeit, und der daselbst kommandirende Königliche Lieutenant Montal wußte ihre Gegenwart sehr hoch zu schätzen.

Triklinia Carbonella, eine sehr geistreiche und schöne Frau, verheirathet an Raimond de Seglians, einen ziemlich häßlichen, rauhen und wilden Mann, wurde von dem provenzalischen Dichter Wilhelm Cabestain mit aller Gluth seines zärtlichen Her-

---

*) Compagnie d'Amour. *Aubigne* Hist. universelle. T. II. p. 168.

zens geliebt, ließ sich von ihm besingen, und gab ihm den süßen Minnesold der feurigsten Gegenliebe.

Der Mann merkte was vorging, wurde eifersüchtig, und stieß an einem entlegenen Orte dem beglückten zärtlichen Sänger den Dolch durch's Herz, riß ihm dasselbe aus dem Leibe und schnitt ihm den Kopf ab. — Das Herz ließ er von seinem Koche wohl zubereiten, und seiner Frau vorsetzen, die, ohne zu wissen was sie speiste, dasselbe mit ungemeinem Appetite verzehrte.

Als dies geschehen war, fragte sie ihr Mann: „Ob sie wisse was sie gespeiset habe?"

Sie antwortete: Sie wisse nicht was, aber es sey ein liebliches, wohlschmeckendes Gericht gewesen."

Sogleich fuhr der Mann auf, und brachte, bei den Haaren ihn haltend, ihr ihres Liebhabers Kopf entgegen.

Triklinia erkannte den Kopf ihres Geliebten und erzitterte heftig, ohne ein Wort sprechen zu können. Raimond aber sagte mit schrecklicher Stimme:

„Deines Liebhabers Herz hast du verzehrt."

Ein Thränenstrom entquoll den Augen der schönen Frau, und mit bebender Stimme sagte sie:

„Nun! so habe ich denn eine so köstliche Speise genossen, daß ich nun gar keine andere mehr zu genießen verlange."

Damit ergriff sie ein Messer, und durchstach sich die Brust. — Dies geschah im Jahr 1213.

Bei einer Jagd hatte der Wind das Kopfzeug einer der Geliebten Königs Ludwig XIV., des Fräuleins de Fontanges, in Unordnung gebracht. Sie ließ sich dasselbe in der Eil mit einem Bande festbinden, wovon die Knoten zufällig auf die Stirne herunter zu hängen kamen. Das Sonderbare des Anblicks gefiel dem Könige so wohl, daß er sie bat, es so zu lassen, und kein anderes Kopfzeug an diesem Tage aufzusetzen. — Tages darauf erschienen alle Damen mit einem neuen Kopfzeuge dieser Art, welche Modetracht sich bald über ganz Europa verbreitete, und mit derselben zugleich der Name des Fräuleins.

Sie war ein Rothköpfchen, das in die Augen fiel, groß und wohlgewachsen. Ihr Stolz

war unerträglich, und ihre Launen waren oft zum Bewundern seltsam. Monatlich verthat sie 100,000 Thaler, und wunderte sich, wenn man dies Verschwendung nannte. Ihre Gleichgültigkeit beleidigte alle ihre Freunde, und ihr Undank setzte selbst die Hofleute in Erstaunen.

Demoiselle de Gournay, die durch mehrere Schriften sich bekannt gemacht hat, war eine spröde Philosophin und moralisirte eben so gern, als sie sprach. Sie war nicht schön, und dennoch sprach die böse Welt von ihren Galanterien, mehr vermuthlich die Schriftstellerin, als die Schöne zu kränken. Dies nahm die Ernstliche sehr ernstlich, und klagte bei dem Criminallieutenant. Als der Cardinal du Perron von der sonderbaren Klage Nachricht erhielt, sagte er lächelnd: „Warum läßt sie sich nicht vor ihren Werken in Kupfer stechen, das wäre die beste Widerlegung."

Demoiselle de Scuderi, die beliebteste Roman-Schriftstellerin ihrer Zeit, hatte, was gar nicht fehlen konnte, Bewunderer und Liebhaber in Menge, unter denen sich sogar Prin-

zen befanden. Sie aber gab unter allen einem gewissen Pelisson den Vorzug. Man erkannte darin eine Eigenheit, weil seine große Häßlichkeit sie gegen allen Argwohn sicher stellen mußte. Einst erklärte sie ihm ihre Liebe ganz unvorbereitet durch diese Verse:

Enfin, Achante, il faut se rendre,
Votre esprit a charmé le mien;
Je vous fait citoyen du Tendre;
Mais de grace n'en dites rien.

Dies zu verstehen, muß man wissen, daß die Scuderi ihrem Romane Clelie, eine Charte vom Lande der Zärtlichkeit beigefügt hatte, welche den Beifall aller Stutzer ihrer Zeit erhielt. Auf eine allegorische Art findet man auf dieser Charte die verschiedenen Gattungen der Zärtlichkeit, gegründet auf Hochachtung, Erkenntlichkeit und Zuneigung. Die Städte Zärtlich liegen an diesen drei Flüssen, und mitten darin der Flecken, kleine Sorgfalt. — Wie sich nun die Schriftstellerin der Entdeckung des Landes der Zärtlichkeit erfreute, gab der Abbe' d'Aubignac seine Beschreibung des Reiches der Coquetterie heraus, als eine weitere Ausführung der Charte vom Lande der Zärt-

lichkeit. Darüber entstand viel Lärm. Die Scuderi aber, welche ihres Gegners Trotz und Anmaßungen kannte, schwieg und sagte: „Jeder Entdecker behalte sein Land. Ich bin mit dem meinigen zufrieden.“

Die schöne Gräfin Suze, eine glückliche Dichterin, wurde bald der Gegenstand der feinsten Lobsprüche der Schriftsteller und schönen Geister ihrer Zeit. Man könnte einen Band sammeln von Versen, die auf sie gedichtet wurden, von allegorischen Kupfern, womit die Grabstichel ihr huldigten. Sie war gegen diese Huldigungen so wenig gleichgültig, als gegen andere, ja, sie bemerkte ganz naiv: „Es sey sehr angenehm, von Vielen geliebt zu werden.“ — Einst befand sich Menage mit ihr in Gesellschaft, und nahm sich die Freiheit, sie mehrmal bei der Hand zu fassen. Dies nahm die Gräfin bei übler Laune übel, zog die Hand zurück, Scarrons Vers deklamirend:

Les patineurs sont gens insupportables!

Sogleich antwortete Menage darauf, mit dem darauf folgenden Verse eben dieses Dichters:

Même aux beautés qui sont très-patinables.

Der Gemal der Gräfin war sehr eifersüchtig, und verfiel endlich darauf, um sie der Welt zu entziehen, die ihr so wohl, wie sie ihr, gefiel, sie auf's Land zu führen. Das konnte sie nicht zugeben. Sie schwur die kalvinische Religion ab, und verlangte von ihrem Manne geschieden zu werden. Darüber plaisantirte die Königin Christine von Schweden: „Die Gräfin hat ihrer Religion entsagt, um mit ihrem Manne nicht wieder, weder in dieser noch in jener Welt zusammen zu kommen.“ — Um zu ihrem Zwecke zu gelangen, erkaufte sich die Gräfin ihres Mannes Einwilligung zu der Scheidung mit 25000 Thalern. Die Spötter sagten, wenn sie sich nicht übereilt hätte, würde sie noch 25000 Thaler von ihrem Manne dazu bekommen haben. Sie aber, an nichts weiter gebunden, widmete ihre Stunden ganz allein der Dichtkunst, und bekümmerte sich um gar keine ihrer häuslichen Angelegenheiten. Darüber kam sie in die Verlegenheit, Schulden wegen ausgepfändet zu werden. Sie bat nur um zwei Stunden Frist, um auszuschlafen. Da diese Bitte ihr gewährt wurde, schlief sie ruhig bis 10 Uhr fort. Dann kleidete sie sich an, auszugehen, und

sagte zu den Gerichtspersonen: „Nun können Sie thun, was Sie wollen.

Lady Gratia Gethin, geboren 1676, aus dem Hause Norton, genoß die Erziehung einer vortrefflichen Mutter mit so gutem Erfolge, daß sie ein Muster liebenswürdiger weiblicher Vollkommenheiten wurde. Sanft und aufrichtig war ihr Benehmen, und ihre Frömmigkeit sprach sich laut durch ihre Handlungen aus. Aber nur allzu früh wurde sie der Welt, ihrem Gatten und ihren Freunden entzogen. Zwanzig Jahr alt, starb sie. Schnell wurde sie ihren Lieben entrissen, gleich einer köstlichen Perle, die nur auf einen Augenblick durch geöffnete Schalen gezeigt wird. Sie selbst starb gelassen, und erwartete ruhig die Stunde ihrer Auflösung. Ihre irdischen Ueberreste wurden in der Westminster-Abtei beigesetzt, wo ein schönes Ehrendenkmal von ihren Tugenden spricht, welches ihr, der letzten ihres Geschlechts, ihre Eltern errichteten. Sie schrieb ein Werk, welches nach ihrem Tode geordnet, und unter dem Titel: Reliquien der

Lady Gethin *), gedruckt wurde. Congreve sagt von diesem Werke:

> Wer's recht bedenkt und mit Bedachtsamkeit
> erwägt, was dieses Buch enthält, den wird
> ergreifen die Bewund'rung: Er wird fragen:
> Wer kann so lange leben, um so viel zu wissen?

Das Werk besteht aus Betrachtungen über Laster, Tugenden, Lebensereignisse, Stände rc. und enthält viel gut gesagtes und gedachtes. Hier stehe, was sie von der Freundschaft sagt:

„Freundschaft lindert den Kummer, beruhiget und trägt mit dem Freunde die Bürde des Lebens. Sie ist eine Freistatt unserer Trübsale, eine Rathgeberin in Zweifeln, eine Wohlthäterin des Gemüthes, eine Erholung vom Nachdenken, eine Verbesserung alles dessen, was wir überlegt und ausgedacht haben. Alles kann gering geachtet werden, nur die Freundschaft nicht. Sie ist das stärkste Band in der Welt, die Ehe der Seelen, und hat keine andern Grenzen, als die ihr eigenen.

---

*) Some Remains of the most ingenious and excellent Lady *Grace Gethin*, lately deceased. Lond. 1700.

Ihre Größe ist ihre eigene. Sie geht, so weit gegangen werden kann, bis an's Grab, weiter hinaus kann sie nicht. Wähle zu deinem Freunde den, der weise, gütig, verschwiegen, scharfsinnig und redlich ist. Diese Eigenschaften geben der Freundschaft Stärke, Nahrung und Dauer."

Von der Lektüre sagt sie:

„Das Lesen vergnügt, ziert, und macht geschicklich. Es verbessert die Natur, und Erfahrungen bringen Vollkommenheit. Arglistige verwerfen, Einfältige bewundern es; Kluge wissen es zu benutzen. Manche Bücher müssen, wie manche Speisen, nur gekostet, andere aber genossen, gekaut und verdauet werden. Lesen macht gelehrt, das Gelesene vergleichen, macht geschickt, das Schreiben macht gründlich und genau. Wer wenig liest, hat viel Kunst nöthig, zu verbergen, daß er nicht viel weiß. Die Geschichte macht weise, die Dichtkunst witzig, die Mathematik subtil, die Philosophie denkend, die Moral ernsthaft. Dem Verstande kann nichts Schwierigkeiten geben. Jeder Geistesmangel findet in der Lektüre ein Arzneimittel."

Ernsthafteren Betrachtungen giebt sich die Lady mit wahrer Erbauung hin. So z. B. sagt sie:

„An jenes ewige Leben gedacht, und leicht wird der Tod. Können wir um der Gesundheit willen Schmerzen ertragen, warum nicht um der Seligkeit willen? Wie viel Kronen und Zepter liegen nicht zusammen an der Pforte des Todes! Wir sehen unsere Freunde sterben, sollten wir uns nicht selbst können sterben sehen? Wer christlich lebt, stirbt beherzt, wer elend lebt, stirbt willig. Wer den Tod und den Werth seiner Hoffnungen kennt, stirbt siegreich und fröhlich."

Johanne Hachette nimmt in der Geschichte einen Platz unter den Heldinnen ein. Im J. 1472 belagerten die Burgunder ihre Vaterstadt Beauvais. Da setzte sich Johanne an die Spitze eines wackern Corps von Weibern, und warf die stürmenden Feinde zurück, riß dem Soldaten die Fahne, die er auf der Bresche aufstecken wollte, aus der Hand, und warf ihn die Mauer hinab. Das Andenken an diese That zu ehren, wurde ihr das Recht zugesprochen, mit dieser

Fahne an der Spitze der Truppen zu marschiren. Nach ihrem Tode wurde diese Fahne in der Dominikaner-Kirche, und ihr Bildniß auf dem Rathhause zu Beauvais aufbewahrt. Ihre Nachkommen wurden von Steyern befreit, und den 10. Julius wurde ihr zu Ehren eine feierliche Prozession gehalten, bei welcher die Frauen den Vortritt hatten.

Louise Labé, die schöne Seilerin genannt, weil ihr Mann einen Handel mit Stricken und andern Seilerwaaren trieb, lebte zu Lyon unter der Regierung König Heinrichs des Zweiten (1555), und wurde durch ihre Liebenswürdigkeit sowohl, als durch ihren Witz und ihre Gedichte berühmt. Die Straße, in welcher sie zu Lyon wohnte, erhielt sogar von ihr den Namen la belle Cordiere. Louise liebte, dichtete, fand Vergnügen an Gesellschaften, Lustbarkeiten, und saß ungemein gut zu Pferde. Deshalb wurde sie im Scherze auch oft Rittmeister Louise genannt. Sie war eine Frau von gutem, lustigem Temperamente, von leidlicher Schönheit, unterhielt mit guter Art vornehme Herren und Gelehrte

in ihrem Hause mit Gesprächen, Vorlesungen, Gesang und Musik. Sie las Bücher in lateinischer, spanischer und italienischer Sprache, und besaß eine feine Büchersammlung. Immer fand man bei ihr eine Collation von auserlesenen Confituren, gute Weine, und ein freundliches Gesicht. Jedoch nur einige waren die Erwählten aus der Schaar der Anbeter und Verehrer, welche sie umgab. Den Vorzug gab sie den Gelehrten. Daher kam es, daß die Schriftsteller, welche sie kannten, sich in Lobsprüchen auf die Schöne erschöpften. Nicht allein Franzosen, sondern auch Spanier, Italiener, haben ihre Reize in Prosa und Ligata verherrlicht, ihren Witz bewundert, ihre Verse zum Bezaubern leicht, fließend und schön gefunden. Unter ihren gedruckten Schriften *) findet man ein Gespräch: Wortwechsel der Thorheit und der Liebe, besonders anmuthig und unterhaltend. Sie hatte dasselbe ihrer Freundin Clementine de Bourges zugeeignet, mit der sie in sonderbarer Eintracht und Liebe lebte, bis sie so

*) Les Oeuvres de Louise Labé. Lyon 1555.

undankbar war, ihr einen Liebhaber von Bedeutung abspänstig zu machen. Dieser leichtsinnige Kokettenstreich der listigen Louise kränkte Clementinen so sehr, daß diese die Feder ergriff, die bittersten Schmähschriften gegen ihre ehemalige Freundin ausstreute, in welchen dieselbe mit allen gefälligen Weibern des Alterthums verglichen, ja denselben noch weit vorgezogen wurde. Louise lachte, behielt den Liebhaber, und schwieg.

Margarethe Lambrun, eine Schottländerin, diente der Königin Maria Stuart mit der zärtlichsten Freundschaft und Ergebenheit bis an ihren Tod, und ging, als ihr Gemal starb, nach England, fest entschlossen, den Tod ihrer Gebieterin zu rächen.

Sie warf sich in Mannskleider, nannte sich Anton Spark, und begab sich an den Hof der Königin Elisabeth. Bei sich trug sie ein Paar Pistolen, einen Schuß für die Königin, den andern für sich. Aber ihr Vorhaben verunglückte.

Eines Tages, da sie sich durch das Volk drängte, der Königin nahe zu kommen, die in

einem Garten spazieren ging, entfiel ihr ein Pistol. Die Leibwache ergriff Margarethen, und wollte sie sogleich in's Gefängniß führen. Die Königin aber trat herzu, und fragte: wer, und woher sie sey? Ganz unerschrocken antwortete Margarethe:

„Gnädigste Frau! Ich bin ein Weib, und heiße Margarethe Lambrun. Ich diente treu und redlich meiner geliebten Königin Maria, die Ihr eben so ungerecht als grausam habt hinrichten lassen. Durch diese Hinrichtung seyd Ihr auch die Mörderin meines Mannes geworden, denn er starb vor Unwillen und Gram, eine so unschuldige Königin hingerichtet zu sehen. Da ich nun beide, meine Königin und meinen Gemal, herzlich geliebt habe, so wollte ich ihren Tod an Euch rächen. Mein Herz widerstrebte, aber ich blieb entschlossen, und empfinde, daß weder Vernunft noch Gewalt etwas über die Entschließung eines Weibes vermögen, die von Liebe zur Rache getrieben wird."

Die Königin hörte ganz gelassen an, was Margarethe sagte, und antwortete eben so:

„Du glaubst also deine Schuldigkeit gethan zu haben? Und was meinst du, daß ich aus Schuldigkeit thun müsse?"

„Ich will Euch meine Meinung geradezu sagen, wenn ich vorher erst weiß, ob Ihr als Königin oder als Richterin fragt?"

„Als Königin."

„So müßt Ihr mich begnadigen."

„Welche Sicherheit habe ich, daß du diese Begnadigung nicht misbrauchen wirst?"

„Eine Gnade, die man mit so viel Behutsamkeit und mit Einschränkungen gewähren will, ist gar keine Gnade. Also verfahret gegen mich als Richterin, wenn Ihr nicht wißt als Königin zu handeln."

Die Königin stutzte, wendete sich zu einigen Räthen, die eben um sie waren, und sagte:

„Ich bin nun dreißig Jahr Königin, aber ich erinnere mich nicht, je eine solche Lektion noch erhalten zu haben."

Hierauf ertheilte sie, ungeachtet der Einwendungen des Präsidenten ihres Conseils, dem kühnen Weibe ohne alle Bedingung völlige Gnade. Dankend bat Margarethe, sie mit sicherem Geleite an die Küsten von Frankreich führen zu lassen. Diese Bitte erkannte jedermann als einen Beweis von Klugheit der Bittenden, welche dieser auch gewährt wurde.

Brantome erzählt *) von einem Fräulein Limeuil, am Hofe der Gemalin König Heinrichs des Zweiten von Frankreich:

„Das Fräulein hatte mancherlei Späße ausgeübt und Satiren geschrieben, wofür sie gezüchtigt wurde, was ihr nichts that. Aber sie wurde lange darauf todkrank, schwatzte aber in dieser Krankheit unaufhörlich, denn sie war eine mächtige Schwätzerin, und wurde mein Tage nicht fertig. Sie plauderte gut, aber satirisch, hatte sehr lustige Einfälle, und war bei alledem recht hübsch. Da nun die Stunde ihres Scheidens kam, ließ sie ihren Diener kommen, (wie denn jedes Hoffräulein einen Bedienten hat,) welcher Julian hieß, und recht hübsch auf der Geige spielen konnte. Zu diesem sagte sie: „Nun wohl! frisch aufgespielt! Nur immer darauf zu, bis ich tod bin. Das wird nicht lange mehr dauern. Spiele mir die Niederlage der Schweizer, und kömmst du auf die Worte: alles ist verloren, so wiederhole es vier bis fünfmal, so herzbrechend wie möglich." Das that er

*) Dames galantes. T. II. p. 133.

auch, und sie sang dazu. Als nun die Stelle kam: alles ist verloren! drehte sie den Kopf herum, sagte zu ihren Freundinnen: „Mit diesem Striche ist alles verloren, und zwar mit gutem Willen.“ So starb sie, wie mir ihre Freundinnen erzählt haben, die dabei waren.“

Bertha, eine junge Bäuerin aus Montagnana, zu ihrer Zeit als eine vortreffliche und fleißige Spinnerin bekannt, trug einst ihr sehr fein gesponnenes Garn auf den Markt zu Padua zum Verkauf. Hier wollte ihr niemand dafür geben, was sie verdient zu haben glaubte, und sie war entschlossen und dreist genug, ihr Garn der Gemalin Kaiser Heinrichs des Vierten, die sich eben damals zu Padua befand, anzubieten. Dieß machte ihr Glück. Der Kaiserin gefiel das schön gesponnene Garn und die Verkäuferin desselben. Sie erzählte den Vorfall ihrem Gemal, und dieser bestimmte das Spinnerlohn sehr Kaiserlich. Er erlaubte der Spinnerin, den Faden bei ihrem Wohnhause anzubinden, und schenkte ihr so viel Land, als sie mit demselben umziehen konnte. So wurde Bertha reich, und

ihre Nachkommen waren die Edlen von Montagnana.

Nun kamen andere Mädchen, brachten der Kaiserin ihr Garn, und meinten eben so belohnt zu werden, als Bertha. Die Kaiserin lobte ihren guten Willen, und beklagte, daß man nicht alle so belohnen könne, wie die Spinnerin Bertha belohnt worden sey. Davon hat sich das Sprichwort erhalten: „Es ist nicht mehr um die Zeit, daß Bertha zu spinnen pflegt.“ *)

Katharina die Erste, deren Klugheit ihrer Schönheit gar zu oft den Rang abzugewinnen wußte, konnte mit ungemeiner Resignation sich nicht nur in die Launen ihres Gemahls fügen, sondern verdarb ihm auch keinen Spas, so sonderbar er auch seyn mochte. Sie half ihm kleine Komödien, die er gern gab, in der wirklichen Welt als eine der geübtesten Künstlerinnen mitspielen, und freute sich seiner Freude. Bei einer solchen interessanten Szene wollen wir sie jetzt als Theilneh-

*) Non è più tempo che Berta filava.

merin eines Spaßes sehen, den der Czar sich ausgedacht hatte.

Ein holländischer Schiffer, der hörte, Petersburg werde erbaut, und der Czar Peter habe große Leidenschaft für Schiffe und den Handel, versuchte es sein Glück zu machen, und segelte dahin. Es war der erste Kauffahrer, der je auf der Newa segelte, und brachte Empfehlungsschreiben an den Hafen-Kapitain von einem Freunde aus Holland mit, der bat, sich für ihn zu verwenden und ihm Ladung zu verschaffen. Peter arbeitete gleich einem gemeinen Arbeitsmanne in der Admiralität, als das Schiff, mit einigen Schüssen grüßend, vorbeifuhr. Der Czar empfand hierüber ein ungemeines Vergnügen, und da er von den Geschäften unterrichtet war, welche der Holländer zu machen gedachte, beschloß er, sich einen kleinen Spas mit ihm zu machen. Er beorderte den Hafen-Kapitain, den Holländer an ihn zu weisen, als an einen Kaufmann, der so eben sich hier niedergelassen habe, und dessen Rolle er spielen wolle. Noch steht das Haus, oder vielmehr die Hütte, den Russen heilig, durch eine steinerne Arkade in neueren Zeiten gegen die Verwüstungen der Zeit

gedeckt, welche Peter bewohnte, als er den Grund zu Petersburg legte. In dieses begab sich der Monarch mit seiner von dem Spaße unterrichteten Gemalin; Er als ein Bürger, sie als eine Bürgersfrau gekleidet.

Der Holländer kam, und wurde sehr freundlich aufgenommen. Sie saßen zusammen, rauchten ein Pfeifchen und aßen Brod und Käse. Der Holländer glaubte eben nicht an den rechten Mann gewiesen worden zu seyn, da er sich in dem Zimmer umgesehen hatte. Da kam Katharina. Der Holländer offerirte ihr Käse; Sie dankte ganz linkisch. Aber sie gefiel ihm. Er holte unter seinem Rocke ein Stück Leinwand hervor, und bat sie, dieß für sich zu Hemden anzunehmen. Der Czar klopfte die Pfeife aus, und rief:

„O Katharina! jetzt wirst du so schön und so stolz wie eine Kaiserin werden. Nun bist du eine glückliche Frau! In deinem Leben hast du noch nicht so schöne Hemden gehabt.“

Der Holländer bat sie hierauf um einen Kuß, den sie ihm, jedoch sehr zurückhaltend, zugestand.

In diesem Augenblicke trat, mit den Orden geschmückt, Fürst Menzikof, der Favorit und Minister des Monarchen, welcher ihm die Staatsangelegenheiten vortrug, ein, und stand unbedeckt vor seinem Souverain. Der Schiffer staunte, und Peter winkte dem Fürsten zu, sich zurückzuziehen. Der verwunderte Holländer sagte:

„Wie es scheint, haben Sie große Bekannte hier?“

„Ja, — erwiederte Peter, seine Pfeife füllend; — diese können Sie aber leicht haben. Es giebt hier eine Menge solcher dürftigen Edelleute, die stets in Schulden stecken, und froh sind, wenn sie Geld geborgt bekommen können. Sie haben mich auch ausfindig gemacht. Nehmen Sie sich aber in Acht, widerstehen Sie der Zudringlichkeit solcher Leute, und lassen Sie sich durch Sterne und Bänder nicht irre machen.“

Dieser Rath beruhigte den Schiffer, der forttrank, rauchte und speisete, und mit dem Kaiserlichen Kaufmanne den Kontrakt über eine Ladung abschloß.

Indem trat der eben abgelösete Offizier der Garde ein, um seines Monarchen Befehle

zu empfangen, und redete, wo es nicht zu verhindern war, ihn mit: Ew. Kaiserl. Majestät an. Da sprang der Holländer erschrocken auf, warf sich dem Monarchen und seiner Gemalin zu Füßen, und bat wegen der sich genommenen Freiheiten um Vergebung. Petern gefiel diese Szene ungemein, er lachte laut auf, hob den erschrockenen Supplikanten auf, ließ ihm die Hand der Kaiserin küssen, schenkte ihm 1500 Rubel, gab ihm eine Ladung und ertheilte den Befehl, daß, so lange die Planken seines Schiffes zusammen hielten, dasselbe in alle Häfen Rußlands, ohne Zoll, eingelassen werden sollte. Dies Privilegium machte des Schiffers schnelles Glück.

Anna von Bretagne, vermält *) an König Karl VIII. von Frankreich, eine Prinzessin von eben so erhabenem Karakter als seltener Schönheit, wurde durch ihr Benehmen die Bewunderung ihrer Zeitgenossen. Sie hinkte ein wenig, jedoch wurde man es kaum

*) Den 16. Dec. im Jahr 1491.

gewahr, da sie sich viel Mühe gab, es zu verbergen. Sie war sehr beredt, wußte gut sich auszudrücken, war scharfsinnig und anmuthig, und dies troz der Kultur ihres Jahrhunderts, in welchem die Grazien so wenig, als die Gelehrsamkeit regierten. Großmüthig war sie stets, wohlwollend, freimüthig und kannte ihre Pflichten als Königin. Allein ihr Stolz machte sie rachsüchtig. Sie verzieh nicht leicht, wenn sie beleidiget worden war. Ihre Andacht wurde oft zu übertriebener Frömmelei, und verführte sie zu gewissen Gewissenszweifeln, in denen sie zu hartnäckig verharrte. An ihren Meinungen hing sie so fest, daß nichts vermögend war, davon sie abzubringen. Jedoch überwogen ihre guten Eigenschaften die, welche man nicht an ihr loben konnte.

Als ihr Gemal nach Neapel zog, sah sie, achtzehn Jahr alt, sich als Staatsverwalterin, und regierte mit bewundernswürdiger Klugheit. Sie belohnte die Krieger, liebte die Gelehrten, und fesselte sie durch Wohlthaten an sich. Johann Marot nahm den Namen Poet der erhabenen Königin Anna von

Bretagne *) an, Andreas de la Vigne der Historiker war ihr Sekretair und genoß eine schöne Pension. Sie hatte den Ehrgeiz, denen, die Reden an sie hielten, gelehrt zu antworten. Junge Frauenzimmer ließ sie an ihrem Hofe erziehen, die sich in allerlei Stickereien üben mußten, womit die Kirchen ausgeschmückt wurden. Diese Mädchen wurden Filles de la Reine genannt.

Gegen ihre Landsleute behielt sie eine große Vorliebe, und ihre Leibwache bestand aus Bretagnern. Sie stiftete, zu Ehren des Gurtes unsers Herrn, den Orden der gegürteten Damen **), den die vornehmsten Damen ihres Hofes, so wie sie selbst, trugen.

Sie war auch die erste unter den Königinnen Frankreichs, die bei ihres Gemals Tode in schwarzen Kleidern trauerte. Vor ihr trauerten die Königinnen weiß.

Ihr Beispiel machte die Ehrbarkeit und Sittsamkeit so schätzbar am Hofe, daß auch

---

*) Poete de la magnifique Reine Anne de Bretagne.

**) L'Ordre de la Cordeliere.

Damen vom höchsten Range ohne diese Eigenschaften an demselben keinen Zutritt erhalten konnten. Sie starb den 9. Jänner 1514 auf dem Schlosse zu Blois mit ungemeiner christlicher Ergebenheit.

Heloise *), eine Waise, die Nichte eines Domherrn Fulbert, der sie sehr zärtlich liebte und sorgfältig in seinem Hause zu Paris erziehen ließ, erregte als ein Mädchen von siebenzehn Jahren schon allgemeine Aufmerksamkeit. Sie liebte die Wissenschaften, und erwarb sich hohe Kenntnisse. Sie hatte die lateinische, griechische und hebräische Sprache gelernt, und fing an Fortschritte in der Philosophie und Mathematik zu machen. Dies setzte ihren Oheim in Entzücken. Er sah in ihr den Ruhm der Familie, das Orakel ihrer Zeit, und wendete mit Vergnügen alles auf, was zur Vervollkommnung der Kenntnisse seiner Nichte dienen konnte.

Es lebte damals zu Paris ein berühmter Gelehrter, der die Theologie mit ungemeinem

---

*) Sie war zu Ende des eilften oder zu Anfang des zwölften Jahrhunderts geboren.

Beifalle lehrte, und allgemein in seinen Vorlesungen über Philosophie und Dialektik bewundert wurde. Er hies Peter Abälard, war noch ein junger Mann, sprach gut, sang noch besser, und war als Dichter bekannt. Dieser hörte von Heloisen sprechen, und suchte ihre Bekanntschaft zu machen.

Gleich bei der ersten Zusammenkunft verwandelte sich ihre beiderseitige Hochachtung in Liebe. Sie berathschlagten sich, wie es anzufangen sey, sich einander so oft, als sie es wünschten, zu sprechen. Das ließ sich machen. Der Doktor wurde Fulberts Kostgänger, was diesem sehr angenehm war. Er nahm ein starkes Kostgeld, und Abälard mußte sich anheischig machen, mehrere Lektionen Heloisen unentgeldlich zu geben. Alles wurde eingegangen.

Der Lehrmeister war am Tage mit Arbeiten überhäuft, und mußte seiner Schülerin des Nachts Unterricht geben. Der Domherr, der die Metten nicht versäumen durfte, legte sich frühzeitig zu Bette. Die Studirenden blieben nicht allein, die Liebe war bei ihnen. Der Domherr kam dahinter, und jagte den Kostgänger fort.

Aber Heloise fühlte die Folgen des Umganges mit dem geliebten Doktor lebhaft und gab ihm davon Nachricht. Dieser entführte sie aus des Oheims Hause, und brachte sie nach Bretagne, zu seiner Schwester.

Fulbert sann auf Rache. Abälard erbot sich, Genugthuung zu geben und Heloisen zu heirathen, wobei er sich blos das Versprechen der Verschwiegenheit erbat, da er auf dem Punkte stand Bischof zu werden. Fulbert stellte sich, als sey er damit zufrieden, und versprach, was man verlangte.

Abälard reiste nach Bretagne. Wie groß war aber sein Erstaunen, als seine Geliebte sich selbst dieser Verbindung widersetzte, die doch alle ihre Wünsche hätte erfüllen sollen. Alle Mittel der Liebe und Beredsamkeit wendete sie an, ihrem Liebhaber sein Vorhaben auszureden.

„Ich kenne — sagte sie, — meines Oheims Gesinnung. Nichts wird vermögend seyn, seinen Unwillen gegen Dich zu vermindern. Und welche Ehre wird es für mich seyn, Deine Frau zu heißen, wenn ich dadurch Deinen Ruhm zu Grunde richte? Welche Flüche lade ich mir auf, der Welt ein so hell-

stralendes Licht zu entreißen. Wie kannst Du Dich einem Weibe ergeben, da die Natur Dich für die Welt geschaffen hat? Der h. Paulus, der Philosoph Theophrast und der Redner Cicero sagen Dir: heirathe nicht! Ueberhaupt, wie vereinigen sich mit dem was Du thust, Mägde und Zuhörer, Tintenfässer und Wiegen, Bücher und Spinnrocken, Federn und Spindeln? Wie könntest Du mitten unter Deinen philosophischen und theologischen Meditationen das Kindergeschrei, das Singen einer Wärterin, die Unruhe einer Haushaltung ertragen?"

Dies sagte Heloise ihrem Geliebten, der ihr seine Hand reichen wollte, an den sie u. a. einst schrieb:

„Welche Frau, welches Mädchen seufzte nicht nach Dir, warst Du abwesend, flammte nicht in Liebe auf, warst Du gegenwärtig? Welche Fürstin beneidete nicht meine Freuden und mein Lager? Ach! es konnte Dir nicht fehlen Weiberherzen zu gewinnen: Du warst ein Dichter und kanntest die Zaubermacht der Musik. Deine Lieder priesen Deine Geliebte, ich wurde berühmt, genannt wurde mein Name, und die Frauen beneideten die Glückliche."

Abälard aber hielt mit Bitten an, und Heloise folgte ihm endlich nach Paris, wo er im Beyseyn Fulberts und einiger Freunde mit der Geliebten getraut wurde.

Die Unbesonnenheit des Domherrn wurde die Quelle neuer Unglücksfälle. Er brach sein Versprechen, und schwatzte die Heirath aus. Jedermann eilte, Heloisen Glück zu wünschen, die alles läugnete. Der Onkel wurde lächerlich gemacht. Dies brachte ihn auf. Er mißhandelte Heloisen.

Abälard konnte dies nicht geschehen lassen und brachte seine Frau heimlich in die Benediktiner-Abtei zu Argenteuil, nahe bei Paris.

Die Wuth des Domherrn, als er seine Nichte verschwunden sah, ist nicht zu beschreiben. Er beruft die Anverwandten zusammen und befeuert sie zur Rache. Abälard wird in der Nacht überfallen, gebunden und entmannt.

Diese That machte Aufsehen. Ganz Paris nahm Antheil. Die Obrigkeit gab Befehl, Fulberten fest zu nehmen. Seine Pfründen, sein Vermögen wurden ihm genommen. Zwei der Mitschuldigen, die zu ergreifen waren, wurden verurtheilt das Wiedervergeltungsrecht zu genießen, und die Augen zu verlieren.

Heloisen wollte der Kummer das Herz brechen. Sie schrieb ihrem Gemal, sprach ihm Trost zu. Er aber, als er außer Lebensgefahr war, ermahnte sie, der Welt zu entsagen, was auch er thun werde.

Sie that es und nahm im Kloster Argenteuil den Schleier. Wenige Tage darauf wurde Abälard zu St. Denis Mönch. Sie kamen nun in einen starken Briefwechsel, der gedruckt ist.

Abälard bezog bald darauf eine Einsiedelei bei Nogent an der Seine, bauete endlich daselbst eine Kapelle, und zuletzt ein Kloster, in welchem Heloise die erste Aebtissin wurde. Er starb 1142 im 63sten Jahre seines Alters, und die Geliebte überlebte ihn ein und zwanzig Jahr.

Constanzia Cezelli hatte ihre Hand als Gemalin dem Gouverneur Barri de St. Aunez gereicht, welcher die Rechte Königs Heinrich IV. von Frankreich verfechtend, zu Leukate kommandirte. In der Absicht, etwas mit Montmorency zu verabreden, der des Königs Truppen kommandirte, fiel er in die

Hände der Liguisten, die nun sogleich gegen Leukate rückten, in der Versicherung, da der Gouverneur in ihrer Gewalt sey, würde der Platz sich ihnen ergeben müssen.

Aber seine Gemalin versammelte die Besatzung und die Einwohner, stellte ihnen die Forderungen ihrer Pflicht und Ehre vor, schwang die Lanze und stellte sich gewappnet an ihre Spitze. Die Belagerer rückten an und wurden so nachdrücklich empfangen, daß sie auf mehrern Punkten sich zurückziehen mußten. Aufgebracht darüber, sendeten sie einen Trompeter ab, und ließen der Heldin sagen: Würde sie sich länger wehren, so sollte ihr Gemal aufgeknüpft werden.

„Ich habe beträchtliche Güter, — antwortete Constanzia mit thränenden Augen; — diese habe ich für meines Gemals Befreiung geboten, und biete sie nochmals den Feinden an, aber mit einer Niederträchtigkeit will ich ein Leben nicht erkaufen, das er mir zum ewigen Vorwurfe machen, dessen zu genießen er sich schämen würde. Durch eine Verrätherei an meinem Vaterlande und Könige werde ich mich nicht entehren.“

Die Belagerer wagten hierauf einen Sturm, und als sie abgeschlagen wurden, ließen sie Constanziens Gemal hinrichten, und zogen ab.

Sogleich wollte die Besatzung den Liguisten Chef Loupain hinrichten, der sich in ihrer Gewalt befand, aber die Heldin widersetzte sich diesem Vorhaben.

König Heinrich schickte ihr die Bestallung als Commandant von Leukate, nebst der Anwartschaft auf diese Stelle für ihren Sohn.

Karl VII. König von Frankreich, liebte die schöne Agnes Sorel, war glücklich in ihren Armen, und vergaß den Verlust seiner Königreiche.

Diese Schöne hatte viel Verstand und eine bewundernswürdige Hoheit der Seele. Fröhlichkeit lachte aus ihren Blicken; und machte andere mit ihr fröhlich. Anmuth lachte auf Stirn und Wangen, freundliche Lieblichkeit entstrahlte ihren Blicken, ungezwungen und edel waren ihre Bewegungen, froh und höchst sittsam war ihre Unterhaltung. Selbst die Königin konnte ihr weder ihre Zu-

neigung, noch ihre Hochachtung versagen, so sehr sie auch berechtiget war, ihr Vorwürfe zu machen. Die Armen und Unglücklichen fanden eine Mutter an ihr, und ihre Freigebigkeit rühmten Kirchen und fromme Stiftungen. Edel war die Art, wie sie die Gewalt, welche sie über das Herz des Königs hatte, benutzte. Sie war seine Freundin und erinnerte ihn stets an die Pflichten, die er sich und seinem Volke schuldig war. Sie wollte nicht zugeben, daß er die Belagerung von Orleans aufgeben sollte. „So lange Sire! — sagte sie — vergesset mich, bis Ihr die Feinde besiegt habt.“

Insgemein wurde sie die Schöne unter den Schönen genannt. Um ihr dieses Lob selbst in ihrem Namen sogar zu erhalten, schenkte ihr der König das Schloß Beauté bei Vincennes.

Den König zu bewegen, seine verlorenen Provinzen dem Feinde nicht ganz preis zu geben, bestach sie einen Astrologen, der ihr in des Geliebten Gegenwart sagte: Sie werde die Liebe eines großen Königs gewinnen.

„Ist es das, — sagte Agnes — so werde ich nach England gehen müssen, denn mein

König will nicht König seyn, und das Schicksal wird nicht erfüllt werden."

Die Geliebte nicht zu verlieren, ging der König in's Feld.

Die Beleidigungen, welche Agnes vom Dauphin zu leiden hatte, nahmen zu, und zwangen die Beleidigte endlich, den Hof zu verlassen, und sich auf's Land zu begeben. Der König sendete ihr Boten und Briefe nach, und bat sie, zurück zu kehren, sie aber antwortete ihm:

„Ich will in meiner Einsamkeit still und ruhig leben, und die verlornen Stunden beweinen, die ich am Hofe zubrachte. Hier lebt kein König, der mich liebt, hier werde ich nicht beneidet, hier werde ich glücklich seyn. Nie werde ich es bereuen Karln geliebt zu haben, aber bereuen werde ich es, daß ich einen König liebte, der mir nun nicht folgen, und Freuden und Liebe mit mir theilen kann.

Maria Touchet, die Geliebte König Karls IX. in Frankreich, vernahm, ihr Liebhaber werde sich mit der Prinzessin Elisabeth von Oesterreich vermählen. Ziemlich verlegen,

verlangte sie ihr Bild zu sehen, nahm es mit zitternden Händen, schauete es nur erst ganz furchtsam an, heftete dann aber die Blicke ganz darauf, gab's lächelnd zurück, und rief aus: „Vor dieser Deutschen fürchte ich mich nicht!“

Aus der Briefsammlung Königs Heinrich IV. in Frankreich an seine Geliebte, Gabrielle d'Estrees, sind im I. Th. dieses Pantheons S. 182 — 184 einige seiner Briefe mitgetheilt worden. Hier mögen einige stehen, welche er an eine andere Geliebte Maria d'Entragues schrieb.

„— Deine Zweifel können mich beleidigen. Gestern Abend verlor ich Deinen Diamant, aber ich fand ihn wieder. Gott weiß es, wie ängstlich ich ihn gesucht habe, und daß ich lieber den Finger als etwas von Dir verlieren wollte; so sehr werth ist mir alles, was ich von Dir erhalte.“

*

„Dieser Brief wird glücklicher seyn als ich, denn er wird bei Dir übernachten. Wie sehr muß ich ihn beneiden! — Wachend und

träumend suche ich nur Dir zu gefallen. — Gute Nacht mein Alles!"

*

„Ich bin so traurig Dich nicht zu sehen, daß mir nichts Vergnügen macht. Liebe mich so heftig wie es Dir möglich ist, denn jetzt bist Du mir theurer als jemals. — Guten Morgen!"

*

„Mit Deinem Uebel habe ich kein Mitleid, denn wenn ich es verursache, kann ich es auch heilen. Ich bin traurig und mißmuthig hier angekommen, weil ich mich von allem, was mir lieb ist, entfernen muß. Aber Morgen werde ich Dich sehen, und für zwei Tage Dir die Hände küssen. — Tausendmal küsse ich in Gedanken die Hände meiner Lieben, und empfehle mich zu stets geneigtem Andenken."

*

„Mein Herz schlägt sehnsuchtsvoll und ungestüm, und seit ich meine Liebe nicht sah, scheinen mir Jahrhunderte verflossen zu seyn. Sinne doch darauf, wie es möglich ist, Dich bald wieder zu sehen, denn meine Sehnsucht

ist stark. — Gute Nacht mein Alles! Ich bin unverbrüchlich treu."

*

„Meine Furcht, Deine Liebe zu verlieren, ist die Schöpferin meiner Nachsicht. Ich bin nicht mißtrauisch, aber ich fürchte den Verlust derselben mehr, als ich den meines Lebens fürchte. Das alles schreibe auf Rechnung meiner Leidenschaft, nicht meiner Empfindlichkeit. Gott gebe mir eher den Tod, als daß ich Dich beleidige. Melde mir, wenn Du mich sprechen willst. Diese Nachricht erwarte ich mit der größten Ungeduld rc."

Diese Maria war es, die dem Könige sogar ein Heirathsversprechen abzuschmeicheln wußte. Er ließ es aufsetzen, und zeigte es seinem Minister Sully. Dieser sah es an, und statt der Antwort riß es der ehrliche Diener seines Herrn aus einander. Aufgebracht fragte der König:

„Seyd ihr ein Narr geworden?"

„Ich wollte, ich wär hier der einzige;" — antwortete Sully gelassen.

Der König schwieg und fühlte, daß sein Minister recht hatte. Maria erhielt nicht, was sie zu erhalten wünschte.

Die Königin Karoline von England sprach davon, daß sie den St. James Park verschließen, und ihn in einen schönen Garten für den Palast dieses Namens verwandeln wollte. Sie fragte den alten Walpole, was dies wohl ungefähr kosten möchte? „Nur drei Kronen;“ gab dieser zur Antwort.

Die Mutter des Dichters Canitz, die die neuen Moden erschöpft hatte, um es den andern Berlinerinnen zuvorzuthun, trug einem Kaufmanne auf, ihr einen schönen, geistreichen, vornehmen Mann aus Paris zu verschreiben, wo sie dergleichen Waare eben so, wie die Moden, suchen zu können glaubte. Der Kaufmann richtete diesen Auftrag aus, so gut er konnte. Sein Correspondent machte endlich einen Bräutigam ausfindig, der sich spediren lassen wollte. Dies war ein Herr von Brinbok, 50 Jahr alt, und schwach und kränklich. Er kam nach Berlin. Frau von Canitz sah ihn, entsetzte sich und heirathete ihn, weil er aus Paris verschrieben worden war. Das thaten die Berlinerinnen ihr nicht nach, und sie behielt diese Mode allein.

Die Marquise Villacrof wollte Ader lassen. Sie ließ einen der berühmtesten Pariser Wundärzte rufen. Allein dieser sonst so geschickte Mann war diesmal so unglücklich, daß er ihr eine Pulsader zerhackte. Dazu schlug der Brand, und der Arm mußte der Dame abgenommen werden. Diese Operation lief aber so unglücklich ab, daß die Marquise daran sterben mußte. Vorher machte sie ein Testament, und vermachte in demselben dem Wundarzte ein Geschenk, welches er lebenslang zu genießen haben sollte. Sie ließ hinzusetzen: „Ich vermache dem Wundarzte deswegen dieses Jahrgeld, weil ich voraussehe, daß das Unglück, welches mir seine Ungeschicklichkeit zugefügt hat, ihm künftig allen Kredit rauben wird. Wovon sollte hernach der arme Mann leben?“

Als die von König Ludwig dem Funfzehnten geliebte Gräfin de Maili von ihm verstoßen worden war, nahm sie ihre Zuflucht zur Andacht. Sie, die sonst prächtig gekleidet einhertrat, in Vergnügungen schwamm, und sich blos mit Lustbarkeiten beschäftigte, besuchte jetzt

nur die Kirchen, ganz einfach gekleidet, setzte sich unter die gemeinen Andächtigen, von denen sie sich durch nichts auszeichnete, als durch Bescheidenheit, Andacht, Thränen, und durch die Sanftmuth, mit welcher sie zuweilen den Spott des Pöbels ertrug. — Eines Tages kam sie in eine Predigt des P. Renaud, da derselbe schon auf der Kanzel stand. Darüber entstand ein kleiner Aufstand, um sie nach dem Kirchstuhle durchzulassen, in welchem sie ihren Sitz hatte. Einer, der darüber verdrüßlich wurde, rief aus: „Das ist auch viel Lärm um eine — !“ Die Gräfin sah ihn an, und sagte gelassen: „Wenn Ihr sie kennt, mein Freund, so betet für sie.“

Als die Duchesse Kingston noch unvermählt war, wirkte sie für ihre Mutter eine Wohnung zu Hamptoncourt aus. Einige Tage nachher fragte der König, ob ihre Mutter zufrieden sey? „Höchstens, — antwortete sie, — ihre Zimmer haben die reizendste Lage, nichts fehlt ihnen, als ein Bett und etliche Stühle.“ — Der König verstand, was sie sagen wollte, und befahl, das Zimmer auszumeubli-

ren. — Als der Aufsatz eingereicht wurde, fand sich's, daß das Bett 4000 Pf. Sterling kosten sollte. Diese Summe wollte der Lord Schatzmeister nicht bezahlen, und sprach mit dem Könige darüber. „Bezahlt nur, — sagte dieser; — wenn aber die Mistriß ihr Bett so hart findet, als ich, so, glaube ich, wird sie nicht lange darin bleiben."

Die Gräfin Alormas verlangte bei Emanuel, König von Portugal, noch spät in der Nacht vorgelassen zu werden, als dieser eben zu Bette gehen wollte. Er ließ sie eintreten. Sie redete ihn an:

„Sire! würden Sie meinem Manne verziehen haben, wenn er mich in den Armen eines andern angetroffen und getödtet hätte?"

„Ja!" — antwortete der König.

„So hoffe ich, daß Ew. Maj. mir dieselbe Gnade werden angedeihen lassen."

„Was ist geschehen?"

„Ich fand meinen Mann auf seinem Landhause in den Armen einer meiner Sklavinnen, und tödtete beide."

„Es ist Ihnen verziehen."

Sie ging, und der König legte sich zur Ruhe.

Die Pariser Operntänzerin Theodore liebte einen Marquis mit romantischer Innigkeit so lange, bis sie einen Chevalier lieber sah. Aber ihr Herz sehnte sich bald nach ihrem ersten Liebhaber zurück. Sie entließ den Chevalier, und schrieb an den Marquis:

„Ich, Deine Ungetreue, (wenn ich das war,) schreibe Dir. Hast Du nicht bemerkt, daß der Chevalier Dir ganz ähnlich ist? Deine Augen, Dein Lächeln, aber Dein Herz nicht. Das wußte ich nicht. Du warst es, den ich in ihm verehrte. Ich liebte ihn, um zwiefach Dich zu lieben. Dich allein will ich nun ewig lieben. Willst Du mich wiedersehen? Habe ich eine Nebenbuhlerin? — Keine Antwort? — Du kömmst zum Souper, oder ich hasse Dich auf ewig. Daß ich Wort halte, weißt Du."

Und der Marquis kam.

Die bei den Engländern so beliebte Schauspielerin Sophie Baddely *), die Tochter eines Hoftrompeters Shnow, ging, 18 Jahr alt, heimlich aus der Eltern Hause mit ihrem nachherigen Manne davon, und auf's Theater zu Drury-Lane. Nach einer dreijährigen Ehe fand sie Geschmack an der Abwechselung, und beglückte den Juden Mendoz mit ihrer Zuneigung. Nun lebte sie nicht mehr mit ihrem Manne, ob sie gleich mit auf dem nämlichen Theater spielte. Umsonst gab Garrik sich alle erdenkliche Mühe, sie mit einander auszusöhnen; seine Bemühungen waren vergebens. Sie bezahlte ihres Mannes Schulden, ließ sich von ihm scheiden **), und sprach nur auf dem Theater mit ihm.

Mehrere Anbeter umschwärmten die schöne Frau, unter welchen sie selbst einen gewissen Hangee leidenschaftlich liebte. Dieser miethete ihr eine schöne Wohnung, hielt ihr Equipage, und gewann ihr ganzes Herz. Aber

---

*) Sie war zu London 1745 geboren, und starb daselbst 1786. Ihre Freyndin Steele hat ihr Leben beschrieben.

**) Im Jahr 1767.

seine Liebe kostete ihm so viel Geld, und die Geliebte hatte so mancherlei kostspielige Wünsche, daß seine Einkünfte endlich ganz geschwächt wurden. Sie aber, ob er ihr dies gleich gestehen mußte, liebte ihn immer noch so innig, wie zuvor, und theilte sogar ihre Gage mit ihm, die sich wöchentlich auf 20 Pfund belief.

Indessen wurden Hangers Gläubiger, die 700 Pf. an ihm zu fordern hatten, immer ungestümer, und seine Geliebte, die ihn nicht unglücklich sehen wollte, mußte sich einschränken. Aber Hangers Vater mengte sich in's Spiel und gebot dem Sohne ernstlich, diesen Umgang aufzugeben. Er war genöthigt, dies seiner Geliebten zu entdecken. Sie sank in Ohnmacht, und bat, als sie wieder zu sich kam, Hangern, sie nicht zu verlassen, erbot sich, sich einzuschränken, alles mit ihm zu theilen, und that, was ihr möglich war, ihn sich ihr zu erhalten; aber vergebens. Der Geliebte mußte sie verlassen.

Kaum war er von ihr gegangen, als sie nach einer Miethkutsche schickte, in der sie vor eine Apotheke fuhr, und 3000 Tropfen Laudanum verlangte, welche sie, wie sie vorgab, zum Gebrauche, nach und nach, mit auf's

Land nehmen wollte, wohin sie zu reisen gesonnen sey. Sie erhielt, was sie verlangte, eilte damit in ihre Wohnung, verschluckte das Gift, und befahl ihrem Kammermädchen, zu Hangern zu gehen und ihm zu sagen, was sie gethan habe. Das Mädchen lief nach einem Arzte, dem es mit Mühe gelang, in sechs Wochen sie wieder herzustellen.

Indessen war ihr Vater gestorben, und ihre Mutter kam in Verlegenheit. Sie setzte ihr einen Wochengehalt von 3 Guineen aus.

Ueberhaupt war sie, wiewohl oft sehr leichtsinnig, wohlthätig, und verschenkte zuweilen mehr, als sie selbst entbehren konnte, besonders an ihre Mitschauspieler und Schauspielerinnen, von denen viele nicht selten in Verlegenheiten kamen.

Ihrer Mutter versprach sie, eine andere Lebensart anzufangen, ließ ihr 20 Pfund zurück, ging nach Paris, ihren treulosen Geliebten dort aufzusuchen, und verthat daselbst 500 Pfund.

Wie verschwenderisch sie seyn konnte, ergiebt sich daraus, daß sie binnen dritthalb Jahren 2000 Pf. an Galanteriehändler und 4000 Pf. für Juwelen zahlen mußte. Oft

gab sie, wenn die Blumen noch selten waren, dafür in einem Tage drei, vier Guineen aus.

Als auf dem Theater von Haymarket das Mädchen von Bath zum ersten Mal gegeben wurde, kam Foote zur Baddeley und bat sie, dieser Vorstellung beizuwohnen. Sie bekam einen Platz in der Theaterloge, wo das ganze Haus sie sehen konnte.

Foote, als er, in der Mitte des Stücks, die Schönheit des Mädchens von Bath zu preisen hatte, setzte hinzu: „Weder die Schönheit der neun Musen, noch selbst die Reize der himmlischen Baddeley, die hier sitzt, gleichen jener des Mädchens von Bath.“ — Allgemeiner Beifall ertönte.

Hierauf hatte die Schöne einige Liebschaften, mit Lord Melbourne und einem gewissen Gill, und bekam feine Geschenke. Aber sie kannte den Werth des Geldes nicht, und gab z. B. in einem Tage, für ein Paar weiße Mäuschen mit rothen Augen, einen Eichhörnchens-Bauer, eine Schelle für ihre Katze, und einige Vogelkäfiche, 50 Pfund aus.

Sie hatte mehrere Liebesabentheuer, und ihr Leben wurde eine unauflösliche Kette von Getümmel und Zerstreuung, so daß man sich

wundern mußte, wie sie bei all der Unruhe immer so schön und jugendlich aussehen konnte. Oft kam sie im Sommer des Morgens erst gegen 3 Uhr von einer Lustparthie, wechselte, ohne auszuruhen, die Kleider, und fuhr sogleich wieder 10 bis 12 (englische) Meilen zu einem Frühstück, und das zuweilen 4 bis 5 Tage hinter einander, ohne über Ermüdung zu klagen. Dann folgte eine Spazierfahrt nach dem Hydepark, hierauf ging's zur Toilette, dann auf's Theater, von da wieder nach Ranelegh, von wo sie mit Tagesanbruch erst wieder zurückkam. Nun soupirte sie erst, ließ anspannen, und fuhr wieder aus. Stets fuhr sie mit vier Pferden, und so schnell, als der Kutscher nur jagen konnte.

Nach und nach kam sie aber von Liebhabern, und in Schulden. Sie wußte sich nicht zu helfen, und gerieth endlich in das dringendste Elend. Oft hatte sie nicht 10 Schillinge in der Casse. Ihre ehemaligen Anbeter erinnerten sich ihrer nicht mehr, und ihre Schuldner, die auch nicht verliebt waren, ließen sie einige Mal in's Gefängniß setzen.

Ziemlich heruntergekommen, ging sie nach Irland, wo sie mit vielem Beifall wieder, bei-

nahe zwei Jahre, auf dem Theater spielte. Dann wurde sie krank, mußte die Bühne verlassen, lebte von einer Subscription der Schauspieler, und starb an der Schwindsucht.

Die Sängerin La Maupin bei der französischen Oper hatte zugleich Männer- und Weiber-Rollen. Sie liebte und focht wie ein Mann, widerstand und fiel, wie ein Weib. Sie heirathete einen jungen Menschen, ging mit einem Fechtmeister davon, lernte von ihm das Fechten, und wurde ein geschickter Fechter. Dann verführte sie ein junges Mädchen, legte Feuer an das Kloster, in welches die Familie die Verführte bringen ließ, entführte sie triumfirend, und wurde deshalb zum Tode verurtheilt. Sie fand aber Gelegenheit zu entkommen, und ließ das Mädchen zurück. Sie ging nach Paris und wurde Opernsängerin, prügelte die, welche sie beleidigten, mit dem Stocke aus, erlegte dreie im Duell, und nach mehrern Abentheuern wurde sie eine Andächtige. Sie vereinigte sich darauf wieder mit ihrem Ehemanne, führte mit ihm ein stilles, frommes Leben, und starb 1707 in einem Alter von 34 Jahren.

Mistriß Woffington, eine berühmte englische Schauspielerin bei Garriks Gesellschaft, die besonders in Mannskleidern auf der Bühne viel Glück machte, kam einst nach einer ihrer Lieblingsszenen in vollem Feuer in die Garderobe und erzählte der Mrs. Clive in einem triumfirenden Tone, sie habe so eben solchen Beifall erhalten, daß sie wahrhaftig glauben müsse, die Hälfte der Zuschauer halte sie für eine Mannsperson. „Oh! — lächelte Mrs. Clive spöttisch; — machen Sie sich keine Sorgen, wenn sie zufrieden sind, daß die andere Hälfte das Gegentheil weiß.“

Mad. Vanbruggen, (vorher Mentfort,) war die Frau des vielversprechenden Schauspielers dieses Namens, der unglücklicher Weise ermordet wurde, als er die berühmte M. Barcegirdle vom Theater nach Hause führte. Als M. Mentfort wurde die mit verdientem Ruhme sehr bekannte Ballade von Gay auf sie gedichtet:

Schön Suschen,
Dein' schwarz' Aeuglein ꝛc.

Lord Berkley liebte die schöne Wittwe, und vermachte ihr 300 Pf. Sterl. jährliche Ein-

künfte, als er starb, mit der Bedingung, daß sie nicht wieder heirathen sollte, und ein anderer ihrer Anbeter, Lord Cowley, kaufte ihr ein Landgut, indem er sie noch außerdem sehr freigebig beschenkte. Nach seinem Tode schenkte sie ihre Liebe dem Schauspieler Booth. Da sie ihm aber, um ihr Vermächtniß zu erhalten, nicht ihre Hand reichen wollte, heirathete er eine andere.

M. Vanbruggen war die vertraute Freundin der schönen Tänzerin Miß Santlow, die erklärte Geliebte des Sekretairs Cragg, dessen Freigebigkeit sie in den Stand setzte, vom Theater unabhängig zu leben. Sie war es, der Booth seine Hand als Gattin reichte.

M. Vanbruggen wurde kaum von der Treulosigkeit ihres Liebhabers und der Undankbarkeit ihrer Freundin unterrichtet, als sie in eine Verzweiflung fiel, welche sie ihrer Sinne beraubte. Sie wurde nach London unter Aufsicht gebracht, welche jedoch nicht sehr strenge war, da dann und wann ein Strahl von Vernunft durch das Gewölke blickte, welches ihre Vernunft umhüllte. In solchen Augenblicken wurde ihr sogar auszugehen erlaubt.

Eines Tages, als sie ihre gute Stunde hatte, fragte sie, welches Stück diesen Abend gespielt

werde? Man sagte ihr, Hamlet. In diesem Schauspiele hatte sie immer die Ophelia mit großem Beifalle gespielt. Diese Erinnerung machte auf sie großen Eindruck. Durch eine mit Unsinnigkeit gewöhnlich verbundene Listigkeit fand sie Mittel, die Sorgfalt ihrer Umgebung zu hintergehen, ging auf's Theater, verbarg sich dort bis zu der Szene, wo Ophelia wahnwitzig auftritt, stieß die Schauspielerin zurück, welche diesen Abend die Rolle der Ophelia spielte, drang statt derselben auf die Bühne, und brachte eine weit vollkommnere Darstellung des Wahnwitzes hervor, als die äußerste Anstrengung der Kunst vermag. Sie war in der That selbst Ophelia, zum Erstaunen der Zuschauer und Schauspieler. Als die Natur so ihre letzten Kräfte angestrengt hatte, fehlte ihr die Lebenskraft. Bei'm Abgehen rief sie profetisch aus: „Alles ist vorbei!“ — Dieß war auch wirklich bald der Fall. Denn als sie nach Hause gebracht wurde, senkte sie, einer welken Lilie gleich, ihr Haupt, und starb.

Historische Bemerkungen

über die

Würdigung der Frauen.

Als Salomo, genannt der Weiseste unter den Königen, und der König unter den Weisen, ermüdete, unter den Hunderten von seinen Weibern zärtlich umher zu streifen, fing er an über die Frauen zu klagen; mehrere der apokryphischen Schriftsteller gaben ihm darin nichts nach.

Schon weit früher, als zu den Zeiten dieser grämlichen Morgenländer, wurden die Hindoos noch weit anzüglicher, wenn sie von Weibern sprachen, und die Ausleger ihrer Gesetze und Religionspunkte (Pundits) scheuen sich nicht, zu sagen:

„Die Lüste des Weibes sind eben so wenig zu ersättigen, als das Feuer mit Holze, das Weltmeer mit Strömen, oder das Reich der Todten mit Sterbenden. Die Weiber sind ausschweifend, eitel, lecker, wollüstig, listig, zornig, rachsüchtig, versteckt, neidisch, und überall böse.“

Es ist entsetzlich, dergleichen Schmähungen lesen zu müssen! Nichts als Ergießungen gereizter Galle!

Viele Griechen und Römer aber dachten und sprachen über die Frauen auch nicht gar zu fein, und mehrere Dichter haben sich an ihnen versündiget, die wir wohl kennen, aber gar nicht nennen mögen.

So war das weibliche Geschlecht über dreitausend Jahre lang die Zielscheibe des spöttelnden Witzes und übler Laune gewesen, als in Europa die schöne Ritterzeit kam, und mit ihr die Rechtfertigungs-, ja die Vergötterungs-Epoche der Frauen. Jede Lästerung gegen diese Zärtlichen war Hochverrath, war eine Art von Gotteslästerung, und wurde hart geahndet. Da kamen die Dichter, und die Geliebten erhielten ihre Plätze unter den Engeln, Nimfen und Göttinnen, wohin die Kraft der Poesie, der Schwung der Fantasie sie hob. Die Welt erfuhr von den zärtlichen, belehrenden Sängern: unter allen Seligkeiten, die Sterbliche hienieden genießen, und dereinst hoffen können, sey Frauenliebe allein so zu nennen, und nur nach ihr sey zu streben und zu ringen, als nach dem edelsten Kleinod.

Nun wurde übertrieben. Das Lob über- schweifte die Grenzen, es wurde nicht mehr geliebt, es würde angebetet, und der Nimbus wurde in die Locken der Angebeten geschlungen. Die Göttinnen waren fertig.

In allem Ernste setzte Boccaccio Gott und die Frauen in Eine Klasse, und dankte für ihren beiderseitigen Schutz gegen seine Feinde. Petrarcha verglich seine geliebte Laura mit dem Heilande, ganz ernsthaft und wohl- meinend. Deudas de Prade, Priester und Dichter, sang:

„In Himmel wünscht' ich nicht zu kommen,
träf ich nicht dort mein Liebchen an."

Boccaccio scheint zuerst auf den Ein- fall gekommen zu seyn, etwas mehr als ein Sonett auf die Frauen zu schreiben. Er gab ein Werk Von berühmten Frauen her- aus. Er suchte dieselben in der Mythologie, in der ältern und neuern Geschichte zusam- men, und sah sein Unternehmen mit gutem Erfolge gekrönt. Bald fand er Nachahmer. Scordonati suchte unter allen Nationen herum, und stellte hundert und zwanzig merk- würdige Damen auf, die sein Vorgänger über- gangen, oder nicht gekannt hatte. Diese Arbeit

kam in die Mode. In wenigen Jahren hatten über zwanzig Schriftsteller Bücher dieser Art, und zum Lobe der Frauen geschrieben. Heldinnen, Nonnen, Philosophinnen, Dichterinnen standen oben an, doch wurden auch geringere Verdienste und stille Tugenden nicht übergangen, sogar gute Köchinnen kamen mit in Reihe und Glied. Es wurde so zur allgemeinen Sache, daß sogar die minder reizbaren Holländer Theil an derselben nahmen. Alle weibliche Tugenden wurden erhoben, und von Mängeln war keine Rede.

Ein Mönch, Hilario da Costa, entschloß sich, alle seine Vorgänger zu übertreffen. Er gab zwei Quartbände, jeden achthundert Seiten stark, heraus, die dem Lobe der herrlichen Frauen des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts gewidmet waren. Aber er war ein wenig partheiisch. Die gelobten Damen durften nur Katholikinnen seyn. Jedoch, auch diese Arbeit wurde übertroffen. Ein gewisser Paolo Ribera schrieb ein Werk: Triumfe und Heldenthaten von achthundert Frauen, welches großen Beifall fand.

Wie alles in der Welt, so ging auch nach und nach diese Epoche vorüber, man wurde

kälter, verdrüßlicher, und kam endlich zu Extremen. Allgemeiner Tadel folgte dem allgemeinen Lobe, und man verkleinerte eben so unbedingt, was man unbedingt vorher gelobt und gepriesen hatte.

Die üppigen Höfe verderbten die Sitten der Frauen, die Männer rächten sich durch Satiren, und jene wurden dadurch mehr entrüstet, als gebessert.

In Frankreich wurde das Uebel am schlimmsten. Die Weiber begünstigten jede unanständige Vertraulichkeit, die ihnen die Verachtung der Männer zuzog, die weibliche Sittsamkeit entfloh, und selbst ihr Name ging beinahe verloren. Weiber von allen Ständen nahmen Morgenbesuche von Männern in ihren Betten an, eben so unbefangen, als säßen sie auf Nähestühlen, und was der Scherz versuchte, erhielt der Ernst. Oft wurden Staatsversammlungen in den Schlafzimmern der Damen gehalten, indem diese noch in den Betten lagen, und durch ihre Stimmen, durch Blicke, und simbolische Versprechungen, Sachen von hoher Wichtigkeit entschieden. Es gab keine Geheimnisse mehr, und alles wurde feil.

Die Satiriker ergriffen die Geisel, und es wurde zur Mode, gegen die Weiber zu deklamiren und zu schreiben.

Ein schottischer Geistlicher, welcher eben die Offenbarung Johannis erklärte, gerieth auf die Meinung, das weibliche Geschlecht habe keine Seele und könne dereinst, und nach diesem Leben, weder Belohnung noch Bestrafung erhalten. Das machte Aufsehen. Er wurde zur Rede gestellt. Man forderte Gründe seiner Behauptung. Er antwortete: „Ihr werdet in der Offenbarung Johannis die Stelle finden: Und es war eine Stille im Himmel, bei einer halben Stunde. Wie wär dies möglich gewesen, hätte nur ein einziges Weib sich im Himmel befunden? Giebt es keine Weiber im Himmel, so verbietet uns die christliche Liebe, sie in der Hölle zu glauben. Daraus folgt, daß sie nichts Unsterbliches an sich haben. Und wohl ihnen, daß dem so ist, da sie dadurch der Rechenschaft für all den Lärm und die Unruhe, die sie in der Welt erregen, entgehen."



Diese Behauptung erhielt keinen Beifall, wurde jedoch oft wiederholt, und galt endlich

als ein satyrisches Bonmot, welches viele Epigramme erzeugt hat.

Die Schriftsteller der Franzosen neckten, die Italiener wurden beissend, die Deutschen wurden bitter, die Engländer geiselten. Was Pope, Swift und Young Schlimmes von den Weibern sagen, übertrifft das Schlimme aller andern Schriftsteller wohl beiweiten, wenn sie von den Fehlern des weiblichen Geschlechts reden. Es soll hier nicht wiederholt werden.

Die Vorzeit gab dem weiblichen Geschlechte einen Hang schuld, einen Umgang mit unsichtbaren Wesen zu suchen. Daher wurden die Weiber der Hexerei und Zauberei verdächtig. Diese Begriffe und Meinungen stammten aus der frühsten Zeit der Welt her. Aus Sauls Geschichte wissen wir, daß er zur Zauberin von Endor ging, sein Schicksal von ihr zu erfahren. Der Glaube an Zauberinnen war sehr alt. Wir kennen kaum die Geschichte irgend eines Volkes, in welcher wir nicht davon Beispiele und Spuren finden. Sogar die Bewohner der Südsee-Inseln hegen und nähren diesen Glauben, der sie in die Hände solcher Weiber giebt, die sich darauf etwas einbilden, als Zauberinnen, Hexen zu gelten, und gefürchtet zu werden.

Die aufgeklärten Griechen und Römer glaubten an Hexen, und die alten Einwohner Nordens bewiesen denselben die größte Ehrerbietung. Hier hatten sich die Weiber, beinahe ausschließlich, das Gewerbe der Wahrsagerei zugeeignet. — Es läßt sich nicht bestimmen, wie und auf welche Art das Menschengeschlecht auf den Begriff von Hexen gekommen ist, und noch schwerer muß es werden, zu bestimmen, warum derselbe so genau mit Weibern, und vorzüglich mit alten Weibern verbunden war. Maler und Dichter haben diese Weiber immer alt geschildert und dargestellt. So leben noch die Hekaten, Medeen, Circen, Canidien ꝛc., und wir sprechen von ihnen wie von Bekannten.

Indem nun die Römer von so etwas, wie von einer ausgemachten Sache sprachen, und Satiren über Satiren auf's weibliche Geschlecht schrieben, setzten sie zu einer Zeit, wo für Geld in Rom alles zu haben war, ihre Beherrscherinnen, reiche Frauen, und was sonst bezahlen wollte, nach ihrem Tode unter die Götter.

Die neueren Italiener blieben nicht zurück. So wurden Giovanna von Arragonien und ihre Schwester die Marchese Vasto im siebenzehnten Jahrhundert, förmlich und öffentlich vergöttert.

Es verdient dieses eine genauere Erzählung und Beschreibung.

Giovanna von Arragonien, aus dem Geblüte der Könige von Neapel und Arragonien, die Gemalin Askans de Colonna, Fürsten von Togliacozzi, war eine eben so kluge als schöne Dame, und entzückte die sie umgebenden Zeitgenossen in eben dem Grade, in welchem sie denselben Bewunderung einzuflößen wußte. Ihr Muth, ihre Klugheit und Geschäftsfähigkeiten gaben ihr vor vielen anderen einen großen und entschiedenen Vorzug. Unter der Regierung Pauls des Vierten hatte sie Antheil an den Entschließungen, welche das Haus Colonna wider die Absichten dieses Papstes nahm, worüber sie beinahe gefangen genommen wurde, sich aber geschickt und klug genug der Gefahr zu entziehen wußte. In den Händeln, welche ihr Sohn mit seinem Vater bekam, und denselben bis zum Gefängnisse brachte, war sie sehr thätig, und stand, wie es scheint, mit ihrem Gemale in keinem guten Vernehmen; welches von ihr zu sagen, ein wenig verdrüßlich ist. Sie blieb bewundert und schön bis in ihr hohes Alter, und starb im Oktober des J. 1577.

Vielleicht sind die Verdienste keiner Frau

durch so viele Gelehrte und in so vielen Sprachen gelobt worden, als die der schönen Giovanna. Ruscelli hat diese Lobschriften und Gedichte gesammelt, und der Welt mitgetheilt *).

Die poetische Vergötterung dieser bewunderten Frau geschah beinahe wie die Canonisation der Heiligen.

Anfangs kamen viele Gelehrte aus eigener Bewegung auf die Gedanken, dieser Gottheit ihre Ergebenheit zu bezeigen, und ihr einen Tempel zu errichten, bald aber kam die Sache im J. 1551 zu Venedig bei der Akademie de' Dubbiosi zum förmlichen Ausspruche. Nach vielen Ueberlegungen und Berathschlagungen über die Nebenfrage: ob dieser Tempel der Donna Giovanna von Aragonien allein, oder ihr mit ihrer Schwester der Marchese Vasto gemeinschaftlich gehören solle? fiel der Ausspruch dahin aus, der Tempel solle der Donna Giovanna allein gehören, doch solle ihre Schwester einen Nebentempel erhalten.

Alle Zuschriften, welche nun an die Göttin

*) *Tempio* allà *divina* Signora, Donna *Giovanna d'Aragona*, fabricato da tutti i più gentili spiriti, ed in tutte le lingùe principali del Mondo. Venezia 1555.

gemacht wurden, waren Anbetungen, die Ruscelli, sehr eigen, damit gleichsam entschuldiget, daß dieselben sich auf das höchste Wesen bezögen, welches der vergötterten Frau so hohe Vollkommenheiten mitgetheilt habe.

Späterhin gab Betussi Gespräche und Bilder heraus *), dem Lobe der schönen Frau gewidmet, und verzierte damit ihren Tempel, dessen Göttin sie war.

Ihr Zeitgenosse, der Philosoph und Medikus, Augustin Niphus, eignete seine Abhandlung: Vom Schönen, dieser Fürstin zu **), und führt zur Widerlegung einiger Alten, welche behaupten, es gebe in der Welt keine vollkommene Schönheit, das Beispiel der schönen Giovanna an. Die dabei gegebene Abschilderung ist eben so eigen als umständlich. Alle sichtbare und unsichtbare Schönheiten an ihr beschrieb er ausführlich und mit einer Klarheit und Bestimmtheit, die in Erstaunen setzt. Diese Schilderung, welche gelesen zu werden verdient, bekräftigte der ehrwürdige Kardinal Pompejo Colonna in einem Briefe, welcher dem Traktate vorge-

*) Le Imagi del Tempio della Signora Donna Giovanna Arragona. Fiorenza. 1566.

**) Liber de Pulchro. Edit. 6. Lugd. 1641.

druckt wurde; und es ist nicht unbekannt, welch ein kompetenter Richter ein vornehmer Kardinal in dergleichen Dingen ist. — Ein gewisser Guyon will zwar mit beiden nicht recht einverstanden seyn, und beschuldiget den Lobredner Niphus der Uebertreibung *), und sagt: „er sey in sie verliebt gewesen, und habe als Arzt, da er sie kurirt habe, seinen Eid gebrochen, da er, was ein Arzt nicht dürfe, Heimlichkeiten ausgeschwazt, und unerlaubte Regungen gegen seine Patientin empfunden habe.“ Allein ihm wird nicht geglaubt. Zwar weiß man, daß Niphus, (wie seine Schriften und Handlungen beweisen), ein wenig stark verliebt war, aber man weiß auch, daß er seine Neigungen einem Hoffräulein der schönen Fürstin geweiht, es aber wohl nicht gewagt hatte seine Augen höher zu heben.

Die Schwester der vergötterten Giovanna, die reizende Maria, Gemalin des Marchese Alfonso Avalos de Basto, war so schön, daß man, ohne ihre Schönheit zu bewundern und zu erheben, nie von ihr sprach. — Der wohlerfahrene Kenner Brantome sagt: „Ihr Herbst habe alle Damen-

*) Diverses Leçons. T. L c. 12.

Frühlinge übertroffen" *). Als der Herzog von Guise im J. 1559 sie zum erstenmale erblickte, wurde er sogleich in sie verliebt, wählte dennoch aber ihre Tochter zu seiner Geliebten, wiewohl nur zum Scheine **). Sechs Jahre darauf, als Brantome wieder nach Neapel kam, fand er sie noch immer so schön und liebenswürdig, daß sie, wie er sagt, „noch gar wohl Anlaß zu einer Todsünde hätte geben können."

Ruscelli, welcher es sich so sehr angelegen seyn ließ, die vortreffliche Giovanna und ihre Vergötterung zu verewigen, ließ es an nichts fehlen, auch das Lob der reizenden Maria zu verbreiten. Nicht zufrieden, dieses mit den allerkräftigsten Ausdrücken, welche die Fantasie ihm lieh, zu thun, sammelte er auch alle Gedichte und Lobreden, die der Gefeierten dargebracht worden waren, und ließ dieselben mit seinen Erklärungen, Auslegungen und Erläuterungen auf 73 Bogen abdrucken ***).

---

*) Dames galantes. T. II. p. 243.

**) Per adombrar la cosa.

***) Sonetti in lode di illustrissima ed excellentissima Signora Donna *Maria* d'Aragona Marchese del *Vasto*. Venezia. 1552.

Hier ist nun die Marchese als die Urschönheit der Gestalt vorgestellt, so, daß nach seinem Ausspruche das Mittel, zu erkennen, ob die anderen Frauen eine schöner als die anderen sind, dieses ist, wenn man sieht, ob sie der schönen Maria mehr oder weniger gleichen. „Sie ist — sagt er — eben so schön an der Seele als am Leibe. Wer sie sieht, ist entzückt, bezaubert; er weiß nicht, wie ihm ist und geschieht. Giraldi, der die Ehre und das Vergnügen hatte sie gleichfalls zu sehen und sprechen zu hören, verstummte, und blieb ungewiß, ob sie liebenswürdiger wegen ihrer Schönheit, oder verehrungswürdiger wegen ihres Verstandes sey."

So wurden damals die klugen und schönen Frauen und ihre Verdienste und Reize gewürdiget!

Verbesserungen.

S. 87. Z. 12. gebracht, lies: gespannt.
S. 101. Z. 18. streiche das Wort sie hinweg.
S. 160. Z. 12. Zu, lies: Zug.
S. 188. Z. 23. Drohungen, lies: Drehungen.
S. 245. Z. 20. lachte, lies: thronte.